

Kriegslesezstücke

Erlebnisse und Darstellungen aus den ersten
8 Monaten des Weltkrieges.



Verlag von Ferdinand Hirt

Ferdinand Hirt ~ Breslau VI ~ Königsplatz 1

Ferdinand Hirt in Breslau VI am Königsplatz 1.

Schulrat Friedrich Tromnau

Der Weltkrieg 1914/15

Eine Ergänzung zur Abteilung „Geschichte“
von Ferdinand Hirts Neuem Realienbuch.

1. Teil: August 1914 bis Februar 1915. 8 Seiten.

Diese Ergänzung wird bis auf weiteres Ferdinand Hirts Neuem Realienbuch
Nr. 1–3, 1^a–3^a, 4–6, 14–16, 17–19, 26 u. 28 sowie den Oberstufen der
Sonderausgaben **kostenfrei** beigegeben.

Einzeln bezogen Preis 5 Pfennig für das Stück.

2. Teil: März bis August 1915. 8 Seiten. Preis 5 Pf.

Kreis Schulinspektor Dr. J. Radtke

Alte und neue Kriegslieder

Für den Schulgebrauch gesammelt. — Siebente Auflage.

80 Seiten. Preis steif geheftet 30 Pf. Von 50 Stück an 28 Pf.

Ein Prüfungsstück gegen vorherige Einsendung von 20 Pfennig postfrei.

Themen und Aufsätze zum Weltkrieg 1914

Achte Auflage. 16 Seiten. Preis 20 Pf.

Ein Prüfungsstück gegen vorherige Einsendung von 15 Pfennig postfrei.

Kriegsrechenaufgaben

Eine Ergänzung zu Volksschul-Rechenbüchern, insbesondere
zu A. Büttners Rechenheften.

Ausgabe A. Für einfache Schulverhältnisse (Mittel- und Oberstufe vereint).

„ B. Für mehrklassige Schulen. 1. Gruppe: Mittelstufe.

„ „ 2. Gruppe: Oberstufe.

„ Je 8 Seiten. Preis je 5 Pf.

Hirts Kriegs-Rechenbuch

Stoff- und Aufgabensammlung zum Weltkrieg 1914/15

herausgegeben für die Hand des Lehrers.

48 Seiten. Preis kartoniert 50 Pf.

Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig, Salomonstraße 15.

Kriegslesestücke

Erlebnisse und Darstellungen aus den
ersten acht Monaten des Weltkrieges

Herausgegeben
für Lehrer und Schüler
als Ergänzung der Lesebücher

*Horv. Bibl. Neukirchenweg.
621.*



Ferdinand Hirt
Königliche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Breslau, Königsplatz 1, 1915

Inhaltsübersicht.

Die mit * versehenen Nummern sind Gedichte. Die für die Mittelstufe geeigneten
Lesestücke sind mit † bezeichnet.

Nr.	Seite	Nr.	Seite
1. Der Ausbruch des Krieges.		3. Wahres Heldentum.	
†1. Des Kaisers Ansprache an sein Volk vom Balkon des Berliner Schlosses, am 31. Juli 1914	1	†38. Ein wirklicher, wahrhaftiger Held	74
2. Aus der Thronrede Kaiser Wilhelms bei Eröffnung des Reichstages am 4. August 1914	1	†39. Der Handstreich auf Fort Malonne	75
3. Kaiser Wilhelms Erlaß an das deutsche Heer und die deutsche Marine	2	40. Der tapfere Bayer	76
4. *Weißgebet	3	†41. Von der Schulbank ins Feld	77
†5. *Ich reite ins Feld zu den Jungen	3	42. Trittschen	78
6. Brief eines Rädler Kriegsfreiwilligen	4	†43. Eine treue Dienerin	83
7. *Landsturmmanns Abschied	5	†44. Soldatentreue	86
†8. *Gebet eines Kindes	6		
2. Heißes Ringen auf den Kriegsschauplätzen.		4. Die Wunden des Krieges und ihre Heilung.	
†9. Ein schwerer Tag	7	45. Der Kriegsarzt auf dem Schlachtfelde	89
10. Unsere „Zweihundvierziger“	9	46. Die deutschen Sanitätshunde	90
11. Der Kampf um das Gefößt	11	†47. *Aus dem Lazarett	93
†12. Im Schützengraben	12	48. *Im Lazarett	94
13. Der Granathof	15	49. Aus dem Leben eines Feldpfarrers	94
14. Die Entenschlacht	21	50. *Für uns!	96
15. Die Schlacht am Njerkanal	24	51. *Gesang der Toten	97
		52. Die Gräber unsrer Gefallenen	99
16. Die Kriegsschäden in Ostpreußen	26	53. *Letzter Wunsch eines deutschen Offiziers	100
†17. Die Schlachten bei Tannenberg und an den Masurischen Seen	29	54. Es gibt Leute	100
18. *Ostpreußisch	31	55. Was aus uns „Krüppeln“ wird	101
†19. *Der Kriegsfreiwillige	32		
20. Aus den Kämpfen in Masuren	33	56. Das Kreuz	103
†21. *Held Hindenburg	37	57. Urkunde zur Erneuerung des Eisernen Kreuzes (5. August 1914)	104
22. Osterbrief aus Rußland	37	58. Vom Roten Kreuz im Kriege 1914/15	105
		59. *Kreuzträger	107
23. Im weißen Schnee	40	†60. *Das Feldpatet	107
†24. Aus den Kämpfen in den Karpathen	43	†61. *Stridliedchen	108
		62. Der Haushalt zur Kriegszeit	109
25. Unsere Kreuzer im Mittelmeer	45	63. Ein Gruß aus der Heimat	112
26. Die Seeschlacht bei Coronel	48	64. Er war einer unserer Besten	113
†27. *Den Helden vom 8. Dezember	51		
†28. Gespräch mit einem deutschen Unterseebootführer	51	5. Stimmungsbilder aus dem Felde.	
29. *U 9	53	65. Eine freundliche Stimme über Deutschland	114
		66. Beim Deutschen Kaiser	115
30. Der Kampf um die Dardanellen	54	†67. Weihnachtsfeier im Großen Hauptquartier	118
		68. Sonntagmorgen	119
31. Aus dem belagerten Tsingtau	58	†69. Verlassene Häuser	120
		†70. Der flämische Schneider	122
†32. Ein Kampf in den Lüften	61	71. Was wir unsern Kriegern verdanken	122
33. Fliegertod	63	72. *Der Herr Jesus auf dem Schlachtfelde	124
†34. Im Zeppelin über Feindesland	65		
35. Der Fernsprecher im Kriege	66	Wort- und Sachertklärungen	
†36. Bei einer württemberg. Feldpost	68		127
37. Etappendienst hinter der Front	70		

1. Der Ausbruch des Krieges.

1. Des Kaisers Ansprache an sein Volk vom Balkon des Berliner Schlosses am 31. Juli 1914.

Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Leider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß, wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, daß wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Gewaltige Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg von dem deutschen Volke erfordern; den Gegnern aber würden wir zeigen, was es heißt, Deutschland angreifen. Und nun empfehle ich Euch Gott; jetzt geht in die Kirchen, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer.

2. Aus der Thronrede Kaiser Wilhelms bei Eröffnung des Reichstages am 4. August 1914.

Geehrte Herren!

In schicksalschwerer Stunde habe Ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um Mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Wege des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat Meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen.

Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der

Er mordung Meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein Hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Josef, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reichs gegen gefährliche Umrtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das Russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu sichern.

Uns treibt nicht Eroberungslust; uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie Meine Regierung und vor allem Mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungener Nothwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist Mein inniger Wunsch. —

Der Kaiser setzte der Thronrede folgendes hinzu:

„Sie haben gelesen, Meine Herren, was Ich zu Meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole: Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche. Und zum Zeichen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten mit Mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere Ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und Mir dies in die Hand zu geloben.“

3. Kaiser Wilhelms Erlass an das deutsche Heer und die deutsche Marine.

Nach dreiundvierzigjähriger Friedenszeit rufe Ich die deutsche wehrfähige Mannschaft zu den Waffen.

Unsere heiligsten Güter, das Vaterland, den eigenen Herd gilt es gegen ruchlosen Überfall zu schützen.

Feinde ringsum! Das ist das Kennzeichen der Lage. Ein schwerer Kampf, große Opfer stehen uns bevor.

Ich vertraue, daß der alte kriegerische Geist noch in dem deutschen Volke lebt, jener gewaltige kriegerische Geist, der den Feind, wo er ihn findet, angreift, koste es, was es wolle, der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist.

Ich vertraue auf Euch, Ihr deutschen Soldaten! In jedem von Euch lebt der große, durch nichts zu bezwingende Wille zum Siege. Jeder von Euch weiß, wenn es sein muß, wie ein Held zu sterben.

Gedenkt unserer großen ruhmreichen Vergangenheit!

Gedenkt, daß Ihr Deutsche seid!

Gott helfe uns!

Berlin, Schloß, den 6. August 1914.

. Wilhelm.

4. Weihgebet.

1. O Vater, Berater und Schirmherr der Deinen,
ach höre, erhöre ihr kindliches Flehn:
Laß strahlend das Licht Deiner Wahrheit uns scheinen,
laß freudig im Glauben des Heilands uns stehn!

2. Du Tröster Erlöster, gewaltiger Meister,
vergehen, verwehen laß nichtigen Tand.
Weß' auf die Gewissen, geleite die Geister,
in Kraft und in Reinheit mach' stark unser Land.

3. Gib Frieden hienieden, allwaltender Wille;
doch, schuffst Du und ruffst Du das höchste Gebot,
mit Flammen vom Himmel die Herzen erfülle:
Dem Reich und dem Kaiser getreu in den Tod.

4. Allvater der Ahnen, gib Sieg unsern Fahnen,
Alldeutschland bewahre vor Schande und Spott.
Die Deinen uns nenne, zu uns Dich bekenne
im Leben und Sterben, allmächtiger Gott!

Hermann Walthari.

5. Ich reite ins Feld zu den Jungen.

Nein, Mutter, das halte der Teufel noch aus!
Ich kann es nicht länger ertragen.
Ich sattle den Braunen und reite hinaus,
muß draußen im Felde mich schlagen.

5 Gib her mir von Spichern das Kreuz und das Schwert,
ich habe es ehrlich errungen.
Und dann aus dem Stall noch das letzte Pferd, —
ich reite hinaus zu den Jungen.

Der älteste steht bei der Garde zu Fuß,
10 der zweite bei schweren Haubitzen,
der dritte ist Reiter, der vierte, der muß
als Blaujack' die Küste uns schützen.
Der jüngste schlägt als Freiwilliger drein,
da muß ich der sechste im Bunde sein.

15 Und, Mutter, wenn keiner dir wiederkehrt,
dir bleibt doch die heimische Erde,
die treu ich geliebt wie den häuslichen Herd,
für die ich mich schlagen jetzt werde.
'ne Handvoll nehm' ich und fühle sie noch,
20 wenn zum blutigen Ringen wir traben.
Und bleibe ich draußen, sie sollen mich doch
mit deutscher Erde begraben!

Heinrich Eggersglüß. (Im Völkerringen.).

6. Brief eines Kölner Kriegsfreiwilligen.

Mütterchen! Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich schon fort aus dem herrlichen Thüringen, bin ich schon auf der Fahrt ins Ungewisse; denn es weiß niemand, wohin es gehen mag. „Das Bataillon steht morgen abend 6 Uhr zur Abfahrt fertig!“ hieß es plötzlich und ganz unerwartet heute morgen. Als die Nachricht verkündet war, da ging ein Brausen und Jubeln durchs Dorf, so daß alle Leute ans Fenster kamen, um zu sehen, was es da gebe, und wir zogen vorbei mit leuchtenden Augen und schwingendem Atem und wußten nicht, wo wir die Freude lassen sollten. Einer drückte dem andern die Hand: „Du, es geht ja los!! Wie ist das fein!!“ Und als wir im Quartier unsern guten, treusorgenden Bauersleuten unsern Wegzug verkündeten, wurden sie trübe gestimmt, denn sie hatten uns Kölner Jungen lieb gewonnen. Aber als sie unsere fröhlichen Gesichter sahen und unsere jubelnden Worte hörten, da reckten sie sich auf, die alten, sehnigen Gestalten, und hieben uns derb auf die Schultern: „Denn mal los, Jungs! Haut sie ordentlich auf'n Kopp, es gibt nichts Besseres! Der liebe Gott ist mit euch!“ Siehst Du, Mutter, wie überall, so denkt man auch hier im Herzen Deutschlands, in dem schönen Thüringerlande, das wir während unserer Manöverzeit so schätzen gelernt.

Als ich die Nachricht von unserm morgigen Ausmarsch hörte, dachte ich sofort an Dich. Dachte an Dich, wie Du als kleine, tapfere deutsche Mutter stolz zu allen gehen und mit frohen Augen verkünden wirst: „Seht, auch ich gebe meinen Sohn her. Wie freue ich mich, daß auch er mitkämpfen kann an der großen Sache, daß auch er ein Glied ist in der großen, gewaltigen Kette, die so leicht nicht nachgibt. Seht, ich weine und trauere nicht, daß er davon ist; im Geiste bin ich bei ihm!“ Sieh, Mutter, das beruhigt mich: Ich weiß, daß Du in Gedanken mit mir hinaus auf den Kampfplatz ziehen wirst und mir hilfst, den Feind zu besiegen, wie Du mir so oft den innern Feind zu Boden zwingen halfst. Sollen wir darum trauern? Laßt uns singen und fröhlich sein! Ja, ich weiß, wie schwer es für Euch Mütter ist, Euern einzigen Sohn hinzugeben; — aber vertraut auf uns. Wo wir auch hinkommen, nach Frankreich oder Rußland, wir stehen alle unsern Mann. Und denke erst, wenn wir abends nach errungenen Siegen am Lagerfeuer sitzen und frohlockend nach Hause verkünden, wie wir dreingehauen und dreingepfeffert haben!! Wie erhebend für Euch Mütter!

Der Mond scheint durch das weinumrannte Fenster in unser Zimmer, in dem ich ganz allein bei der Lampe sitze. Alle andern sind zum Abschiedstrunk im Dorfkrug, aus dem über die Straße Klaviergeklimper tönt. Ich weiß Besseres als das: Ich verlasse meine Mutter und mein Vaterland. Beide habe ich unendlich lieb und beiden unendlich viel zu verdanken. Beide verteidige ich, und für beide leb' und fall' ich. Das gelobe ich hier! Der liebe Gott beschütze Dich, liebe Mutter, vor Not und Gefahr, vor Unglück und Krankheit und erhalte Dir Deine herzige, gute Seele! Dein Sohn.

Kriegschronik, Heft 5, September 1914.

7. Landsturmmanns Abschied.

- | | |
|-----------------------------|---------------------------------|
| 1. Gib mir den letzten Kuß! | 2. Doch, Mutter, wenn ich geh', |
| Was wir einander waren, | sollest du nicht drum verzagen, |
| wir haben's recht erfahren, | sollest es wie andere tragen; |
| weil ich nun scheiden muß. | dein Weinen tut mir weh. |

3. So denke du daran:
Müßt' ich mein armes Leben
der lieben Heimat geben,
ist's auch für dich getan.

Ludwig Thoma.

8. Gebet eines Kindes.

1. Ich bitte dich, du lieber Gott,
schon' unser Volk in Kriegesnot.
Send' deine lieben Engelscharen,
daß sie die Heimat uns bewahren,
und heiße sie die Flügel breiten
über alle Soldaten, die tapfer streiten.

2. Gib auch auf unsern Vater acht,
denn er kämpft treu für Deutschlands Macht.
Siehst du am Himmel Zeppelin fliegen,
so hilf ihm doch, damit wir siegen.
Zum Schlusse nimm meinen Dank noch hin,
daß ich ein deutsches Mädchen bin!

Käthchen Glas (7 Jahre alt, aus Danzig).

2. Heißes Ringen auf den Kriegsschauplätzen.

9. Ein schwerer Tag.

Unser Auftrag ist schwer und ernst. Wir sollen das Gebiet bis zur Maas von Franktireurs¹ säubern. Alle Tage wird aus dem Hinterhalt auf unsere durchziehenden Truppen, besonders auf kleinere Abteilungen, auf Melbereiter, Radfahrerunteroffiziere, Militärkraftwagen geschossen. Da gilt es nun endlich, scharf durchzugreifen. In einer klar und energisch abgefaßten Bekanntmachung ist den Einwohnern der von uns besetzten belgischen Gebietsteile kundgetan worden, daß alle Waffen, alle Munition, alle Sprengstoffe innerhalb der nächsten Stunden abzuliefern sind. In breiter Front bewegen sich nun mehrere Landwehrbrigaden westwärts, um das Land von solchem Gesindel zu säubern. Jedem Bataillon ist sein Gebiet zugewiesen.

Ein paar hundert Meter vor der belgischen Grenze machen wir einen Halt. Meine Leute wissen, um was es sich handelt. Wir wollen nicht wie die Barbaren haufen; aber es gilt, mit aller Strenge vorzugehen. Ich werde in jedem Gehöft, das ich auf Waffen usw. zu durchsuchen habe, dem Besitzer noch eine letzte Möglichkeit geben, mir die bei ihm auch jetzt noch verborgenen Waffen abzuliefern. Erklärt er, keine zu besitzen, und werden welche bei ihm gefunden, so muß er auf der Stelle erschossen werden. Häuser, aus denen Angriffe erfolgen oder in denen der Durchsuchung Widerstand entgegengesetzt wird, werden sofort niedergebrannt.

Nicht weit liegen mehrere Gehöfte: Jungbusch, Hoof und zwei Abbauten². Ich entsende dahin meine vier Offiziere mit je drei Gruppen zur Durchsuchung und reite mit der ersten Abteilung nach Jungbusch mit. Eine schwarzweißrote Flagge weht von der großen Linde vor dem Hause. Kein Haus ist hier ohne deutsche Flagge. In dem Augenblick, da wir das Zauntor öffnen, nimmt ein junger Bursche nach dem nahen Wäldchen hin Reißaus. Ich sprengte ihm nach, aber die hier üblichen übermannshohen Weißdornhecken machen eine Verfolgung unmöglich. Eine Frau erscheint auf unser Rufen. Ob sie allein im Hause sei? — Allein? Nein, sie habe eine Tochter von 15 Jahren. Sonst niemand? Zögernd setzt sie hinzu: Ja, ihr Mann sei auch daheim. Die Wehrleute dringen ein und holen ihn. Der Leutnant läßt die Gewehre fertig machen; die Zivilisten müssen vor den Zaun des

Gemüsegartens treten, und ich ermahne die Hausbewohner, so eindringlich ich kann, alle Waffen abzuliefern, die sie noch im Hause haben. Der Alte schwört, er habe nie eine Waffe besessen. Sein Sohn sei seit mehreren Tagen unterwegs. Ob der eine Schußwaffe besitze? Alle drei heben beschwörend die Hand hoch: Nein, er sei ein friedfertiger Mensch, habe nie, niemals eine Waffe in der Hand gehabt. — Aber in dieser Gegend ist häufig aus den Hecken heraus geschossen worden. Wir müssen das Haus von oben bis unten durchsuchen. Ein letztes Mahnwort: „Sie wissen, daß jeder Zivilist, der jetzt noch im Besitz einer Waffe betroffen wird, mit dem Tode bestraft werden muß?“ — „Wir haben keine Waffen!“ beteuern sie noch einmal.

Die Mannschaften verteilen sich auf Keller- und Wohnräume, Geräteschuppen und Stall, durchforschen den Garten und das Umland nach frischen Grabstellen. Vor den Gewehrläufen mit den aufgepflanzten Seitengewehren stehen die drei Leute und halten meinen Blick ruhig aus. Ich frage den Alten: „Haben Sie mir in letzter Sekunde noch ein Geständnis zu machen?“ Der Alte faltet die Hände: „Nein, Herr Offizier, als Mann von 72 Jahren schwöre ich Ihnen zu“ ... und da geschieht das Gräßliche. Ein Unteroffizier und ein Wehrmann schleppen einen jungen Burschen aus dem Hause. Sie haben ihn auf dem Boden im Stroh versteckt entdeckt. Er hatte ein mit fünf Patronen geladenes belgisches Gewehr in der Hand. Aus der Dachlufe mag er manch ehrlichem Deutschen nach dem Schädel oder der Brust gezielt haben. Der Bursche hat die Hände emporheben müssen. Schlatternd, käsebleich steht er da. „Wer ist dieser Bursche?“ frage ich den Alten. Sie sind alle Drei auf die Knie gesunken, wie vom Blitz gefällt, und klagen. Die Frau kreischt: „Es ist mein Sohn! Um Gottes willen, Sie wollen ihm doch nicht ans Leben?“ ... und die Fünfzehnjährige heult herzbrechend. Der Festgenommene will entweichen und wird von den Mannschaften an die Hausmauer gestellt.

Ich muß mir gewaltsam das Bild ausmalen von den dienstfertig in die Nacht hinausreitenden deutschen Patrouillen, um deren Helme die Kugeln heimtückischer Franktireurs sausen, muß mir so recht eindringlich die sehnigen Gestalten und leuchtenden Augen unserer guten, deutschen Jungen vorstellen, um diesem Jammer gegenüber Herr meiner Nerven zu bleiben und dem Befehl nachzukommen. — „Er wird erschossen. Drei Mann. Fertig!“ Von den drei Wehrleuten — es sind Familienväter, zwei Berliner und ein Landwirt — zuckt auch nicht einer mit der Wimper. Diese Sache ist gerecht. Hier ist ein Schurke gefaßt, der kein Mitleid verdient. Die Salbe kracht. Der schlatternde Körper sinkt in sich zusammen und rührt sich nicht mehr. — Der Tod durch unser Gewehr ist schmerzlos. Aber auf belgischen Straßen sind deutsche Soldaten von bübischem Gesindel wie diesem am Boden liegenden Strauchräuber angeschossen und, als sie wehrlos zusammenbrachen, grausam verstümmelt worden. — „Abmarschirt!“ befehle ich. Die drei Leute liegen noch immer auf den Knien, der Tote liegt an der Mauer.

Im Verlaufe des Tages habe ich noch 22 Gehöfte abzusuchen. In 9 Häusern liefern die Besitzer ihre bisher verborgen gehaltenen Schußwaffen noch gutwillig ab. Abends treffe ich mit meiner Kompagnie in Chimistat ein. Hier versichern mir der Maire^s und der Curé⁴, daß sie die Einwohner-schaft eindringlichst ermahnt haben. Die abgelieferten Waffen, die im Rat-hause liegen, lasse ich vernichten. — Ein schwerer Tag ist herum.

Paul Oskar Höcker. (An der Spitze meiner Kompagnie. — Gefürzt.)

10. Unsere „Zweiundvierziger“.

Seit dem 28. September 1914 sandten unsere neuen Kruppkanonen ihre fürchterlichen Grüße nach den Befestigungen von Antwerpen, und schon am 9. Oktober hielten unsere Truppen den Einzug in eine der gewaltigsten Festungen der Welt, ein Erfolg, wie er beispiellos in der Weltgeschichte ist. Er ist zum größten Teil den Kruppgeschützen zuzuschreiben. Schon wer sie beim Feuern beobachtet, was wenigen beschrieben ist, erhält einen gewal-tigen Eindruck von ihrer Wirkung. Auf das Kommando „Feuer!“ ertönt kein Knall, sondern ein anhaltendes Donnern. Eine ungeheure Feuerwolke steigt vor der Mündung der Geschütze auf. Der Luftdruck läßt den Staub 10 m im Umkreise hoch aufwirbeln. In den Häusern auf 200 m im Um-kreise springen die Fenster in Scherben; Dachziegel fallen herab, und aus den Dehmwänden stürzen große Stücke. In den Lüften erhebt sich ein Säusen und Brausen, wie wenn die wilde Jagd⁵ daherfährt. Das ist das Geschloß, das seinen Weg steil auf in die Lüfte nimmt. Das geübte Auge kann es gleich nach dem Verlassen der Mündung wahrnehmen, wie es als kleiner, runder Ball erscheint, der im Augenblick bis in die Wolken getrieben wird, leicht wie ein Gummiball aus Kinderhand. Aus dem Geschützrohr erhebt sich ein riesiger Ring von Rauch, steigt auf, zieht sich in die Länge und zerflattert nur langsam, wie Ringe aus dem Munde des Rauchers. Aber das gewaltige Rohr, das das Eisen ausspie, wird vom Rückstoß tief in seine „Wiege“ zurück-getrieben, um jedoch sofort von selbsttätigen Bremsen wieder vorgeschoben zu werden.

Über alles Maß entsetzlich aber ist die Wirkung der einschlagenden Ge-schosse. Alles, was man davon hat erzählen hören, verblaßt, wenn man es mit eignen Augen sieht, und keine noch so gute Beschreibung vermag eine annähernd richtige Vorstellung davon zu erwecken. Hinter den jüngst von unserer schweren Artillerie besetzten Forts war das Aderland furchtbar emporgewühlt, nicht anders, als hätten Riesen ein Feld gepflügt. Das waren Einschläger unserer 21- und 30,5-cm-Geschütze und der österreichischen Mörser. Dicht bei dicht hatten sie ihre mächtigen Böcher 2—3 m tief in den Erdboden gerissen. Dazwischen gewahrte man den Einschläger eines Zwei-undvierzigers. Es war dort ein runder Teich von etwa 10 m Durchmesser, denn in das gewaltige Loch war das Grundwasser eingedrungen. Das Fort

hatte seine Stirnseite nach Süden, halbmondförmig. Von dieser Seite gewahrte man in größerer Ferne nur einen regelmäßig geformten Erdhügel, der sich für einen unerfahrenen Beschauer ganz harmlos ausnimmt. Die Ausdehnung beträgt in der Länge vielleicht 300 m, die größte Breite ist etwa 200 m. Ringsherum zieht sich ein Graben von 20—30 m Breite. Der Zugang befindet sich an der Nordseite. Dort nähert man sich über eine Brücke dem mächtigen Vorbau, durch den die Tore führen. Die linke Ecke dieses aus Beton aufgeführten Vorbaus war weitklaffend aufgeborsten. Mächtige Blöcke waren ins Wasser gestürzt. Man dachte, daß ein 42er Geschöß die Ecke getroffen hätte. Aber beim Weitergehen gewahrte man, daß das Geschöß weiter hinten mitten im Vorbau eingeschlagen und den Zugang verschüttet hatte. Die Ecke war infolge der Sprengwirkung geborsten. Auf den Trümmern unter dem gewaltigen Boche stehend, sah man, daß die Betondecke eine Dicke von etwa 4 m hat. Man faßte das Gestein an, es war hart und fest wie Fels. Man schüttelt den Kopf, man begreift nicht.

An der Vorderseite stieg man oben auf die Höhe des Forts, wo sich die Panzertürme befinden. Wie gewaltige Schildkröten lagen sie flach über dem Boden, aus graublauem Eisen, das 10 cm dick sein mochte. In der Wölbung steckten die Geschütze, die sich nach allen Richtungen drehen lassen. Acht größere Türme gewahrte man, dazu verschiedene kleinere. Der stärkste war in der Mitte gelegen. Ihn hatte ein Volltreffer eines 42er Geschützes getroffen. Die Kuppel war vollständig gesprengt. Die eine Hälfte lag umgekippt 10 Schritt von dem Turme entfernt; von der anderen gewahrte man nur noch Stücke. Man trat an den Rand und blickte in den geöffneten Panzerturm hinab. Da lag es vor uns wie ein Hexenkessel: ein breiter Brunnenschacht, 10 bis 12 m tief, angefüllt mit einem wüsten Gewirr von Eisenteilen. Vier mächtige Geschützrohre lagen darunter, eins über das andere gestürzt; auf dem Boden waren noch Granaten bemerkbar. Von dem Geschöß sah man kaum etwas; hier und da nur ein Stück, so groß wie zwei Handflächen. Die mächtige Sprengwirkung zerteilt die Eisenhülle in eine Anzahl kleiner und kleinster Teile.

Das gewaltige, wie man sagte, uneinnehmbare Festungswerk stand verlassen da, als die deutsche Infanterie zum Sturm antrat. Mühelos wurde es besetzt; die Belgier hatten vorher das ganze Fort unter dem Eindruck unserer schweren Artillerie geräumt. Aber wahrlich, wenn man die schreckliche Verheerung schaut, begreift man den kopfloßen Schrecken, der die Belgier ergriffen hatte. Die moralische Wirkung der Kruppgeschütze mag die physische noch übersteigen. Ein gefangener belgischer Offizier hat gesagt: „Dieber zehn Jahr ins Zuchthaus, als noch einmal zwei Stunden eine solche Beschießung mitmachen!“ Und ein anderer, der Kommandant eines Forts, sagte: „Laßt mich einmal diese Geschütze sehen, dann könnt ihr mich meinetwegen totschiagen!“

Hans Leizen. (Der große Krieg 1914/15 in Feldpostbriefen. — Gefürzt.)

11. Der Kampf um das Gehöft.

In fesselnder Weise schildert Charles Tardieu, ein Redakteur des „Figaro“⁷, der als Unteroffizier in der Front steht, in seinem Blatt eine Begebenheit aus den blutigen Kämpfen in der Champagne:

Das Gehöft liegt vor uns, und in verschwimmender Ferne erkennen wir die Höhenzüge, von denen herab die deutschen Geschütze Tod und Verderben speien. Scheinbar verödet liegt der Pachthof dort drüben; doch zwischen uns und ihm liegen, kaum wahrnehmbar, die langgestreckten deutschen Schützengräben. Müheelos werden wir das Gehöft sicher nicht bekommen. Schon wieder kreist eine „Taube“⁸ dicht über uns. Plötzlich läßt sie eine Feuergarbe fallen, und nach zwei Minuten sendet uns auf dieses Zeichen hin eine deutsche Batterie ihre warmen Grüße. „Die Marinesoldaten vor!“ schreit unser Hauptmann. Zischend sausen uns die feindlichen Gewehrflugeln entgegen. Geduckt stürmen wir über das freie Gelände hin. Wie tausend Bienen schwirrt es um unsere Ohren. Hinter uns fallen mächtige Granaten mit entsetzlichem Getöse ein. Unaufhörlich grollt der Donner der Geschütze, die Kugeln pfeifen, in zerstäubenden Schollen wirbelt die aufgewühlte Erde auf. Wie Feldhasen hasten die Zuaven⁹ zu unserer Linken weiter, während zur Rechten die algerischen Schützen, seltsame Rehlauten ausstoßend, sich an uns anschmiegen.

Plötzlich schlagen dicht beim Gehöft auf der Landstraße ein paar Granaten ein. „Aha! Nun beginnen unsere Geschütze sich zu melden!“ meint mein Nachbar. „Auf! Marsch, marsch!“ ruft unser Hauptmann, dessen Arm durchschossen und eben notdürftig verbunden worden ist, indem er sich vom Boden erhebt. In demselben Augenblick sinkt er, von drei Kugeln getroffen, in die Knie. Er versucht noch einmal, den Degen zu ziehen, wendet uns sein blutüberströmtes Antlitz zu und feuert uns zum Sturm an. Dann stirbt er. Der Leutnant springt vor. Ein Stöhnen ringt sich aus aller Brust, und wie wahnsinnig stürmen wir vor. Granaten, Schrapnells, Gewehrflugeln schlagen hageldicht in unsere Reihen ein und reißen klaffende Lücken. Viele fallen, ohne nur einen Schrei ausgestoßen zu haben, wie vom Blitz getroffen. Andere wälzen sich wehklagend in ihrem Blute, wieder andere brechen mit einem Fluch zusammen. Man hat das Gefühl, daß man in einem Netz von Eisen und Blei vordringt, inmitten eines Schwarmes stechender Bienen. Auch der Leutnant fällt. „Halt!“ kommandiert der Offizier-Stellvertreter.

Nach Luft schnappend, werfen wir uns auf die Erde. Wieviele mögen wohl gefallen sein? Niemand weiß es, und niemand kümmert sich darum. Wir sind außer Atem, in Schweiß gebadet, die Kehle ist wie ausgetrocknet, die Nerven krampfen sich in fürchterlicher Spannung, der Puls klopft und hämmert, die Ohren sind von einem betäubenden Brausen erfüllt. Und immer noch toben die Geschütze weiter, immer noch weben die Gewehrflugeln ihr surrendes Netz um uns und zischen in den Runkelrübenblättern.

Das Kommando „So schnell wie möglich kriechend vordringen!“ erschallt, und schon geht es auf allen vieren durch den aufgeweichten Acker. Man sieht nur noch die wellenförmigen Bewegungen unserer Rücken im Rübenfeld. Der Schweiß rinnt uns in die Augen und macht uns blind. Auf's neue erklingt die Höllemusik. Alle Geister der Zerstörung und ihre Helfershelfer scheinen in diesem reizenden Winkel der Champagne entfesselt zu sein. 100, 200, 300 Meter legen wir auf diese Weise ohne große Verluste zurück. Immer noch tobt unsere Artillerie hinter uns weiter. Werden sie uns etwa gar in den Rücken schießen? Wenn sie doch endlich mit ihrem Segen aufhören möchten!

Plötzlich erhebt sich ein Zuaßen-Unteroffizier kerzengerade, indem er einen Zipfel seines Mantels an der Spitze des Bajonetts wild hin und her schwenkt. Zwei Sekunden nur bleibt er aufrecht, dann bricht er, von Kugeln durchlöchert, zusammen. Aber sein Opfer war nicht umsonst. Der Beobachtungs-offizier hat ihn gesehen; noch einmal rollen die Geschütze, dann verstummen sie. Kommandorufe erschallen dicht hinter uns, und wir rennen, mit vorgehaltenem Bajonett, wie die Besessenen brüllend, gegen den feindlichen Laufgraben an. Da plötzlich setzt an den beiden Enden des feindlichen Grabens das entsetzliche, entnervende Taktaktak der Maschinengewehre ein, uns im Halbkreis niedermähend. Sie schießen tief. Die in die Beine getroffenen Soldaten machen seltsame, fadenartige Sprünge ... Es entspinnt sich dann ein richtiges Handgemenge um den Besitz des Hofes, und über den Häuptern der Kämpfenden brüllen die Kanonen ihren endlosen, grauerregenden Chor ...

Magdeburgische Zeitung, Nr. 163, vom 2. März 1915.

12. Im Schützengraben.

Abends 9 Uhr haben wir angefangen, uns einzubuddeln. Der Lehm ist zähe, es geht mühsam, und mancher kräftige Soldatensluch ist hier zu hören. Aber es geht allmählich immer tiefer; gegen 3 Uhr haben wir 1,90 m erreicht und graben nun noch kellerförmige Unterstände nach vorn, zum Schlafen und zum Schutz gegen Artillerie. Endlich sind wir fertig! Nun wird schnell Stroh vom benachbarten Diemen geholt, und bald hört man das kräftige, einförmige Schnarchen eines gesunden Musketierschlafes. Aber unsere Wachen sind auf der Hut. Die Franzosen wagen zwar selten, uns anzugreifen, in drei Wochen habe ich es einmal erlebt; aber sie suchen die ganze Nacht unsern Schlaf durch Gewehrsalven zu stören. Doch daraus machen wir uns schon lange nichts mehr.

Plötzlich gegen 5 Uhr leises Tuscheln, freudige Erregung: die Feldküchen sind da, Essen holen! Und schon gehen zwei Mann aus jeder Gruppe mit leeren Kochgeschirren zurück, um alsbald schwer beladen wiederzukommen. Unsere guten Gulaschkanonen! Im Schutze des Dunkels sind sie

leise aus dem Dorf den Hohlweg heraufgekommen und stehen nun hinter dem Höhenrande, 300 m hinter dem Schützengraben. Eiligt wird ausgeteilt: Gemüsekonserven, Nudeln oder Reis mit Rindfleisch, Erbsen mit Speck; dann auf den Mann $\frac{1}{3}$ Kommißbrot, ein Becher warmen Kaffees, und verschwunden sind sie wieder. Zuweilen gibt es Extrahappen. Die Feldküche hat ein Schwein geschlachtet. Das geschieht jetzt fast jeden zweiten Tag. Da gibt es Sticksfleisch, frische Leber- und Blutwurst, Wurstsuppe. Dann strahlt das Gesicht des hungrigen Soldaten! Oder sie haben in einem Keller 5000 Stück Kaffee gefunden, haben ein Nest französischen Ölfleisches ausgenommen oder von der Bagage Speck oder gekochten Schinken empfangen. Das sind Festtage! Jetzt wird im Graben gemächlich gegessen; denn vor 7 Uhr regt sich selten etwas.

Endlich bricht der Nebel. Pfui, pfui! da kommen die blauen Bohnen! Klack, klack! schlagen sie ein. Sie stören uns nicht. Erst laßt die Kerle aus ihren Deckungen hervorkommen; aber dazu sind sie zu feige. Aber mit einem Male Uiii—, da kommen die Granaten geslogen. Jetzt wird's Ernst! „Posten, wohin gehen sie?“ — „In die vier Bäume halblinks hinter uns!“ Dahin schießen sie schon seit drei Tagen. Vielleicht vermuten sie dort einen Beobachtungsstand. Plötzlich spritzt die Erde, und dicht über dem Graben fausen die Zuckerhüte. Sie gelten der Artillerie hinter uns. Wie mancher brave Kanonier hat da schon sein Leben lassen müssen. Doch bald gehen sie wieder höher und bestreichen den Hohlweg. Dort vermuten sie unsere Reserven¹⁰ und Ablösungen¹¹. Erst neulich schlug solch ein Ding als erster Gruß in eine Kolonne Ersatzmannschaften, die frisch von der Heimat kamen, tötete 12 und verwundete 20. Jetzt zielen sie wieder dauernd halbrechts auf den Dunghaufen. Der muß ihnen besonders am Herzen liegen, denn Hunderte von Schüssen haben sie ihm im Laufe der Woche schon zugebracht. Ob sie meinen, es sei eine Artilleriedeckung? — Jetzt wird es ernster! Die Erde bebt — ein Knall — wir werden von Lehm fast zugedeckt. „Die Schwarzen kommen, Herr Feldwebel!“ meldete der Posten. Da schlagen sie auch schon vorn und hinten ein, die schweren Granaten der 15 cm-Artillerie der Franzosen. Und wo die in den Graben hauen, da ist alles verloren. Wie mancher Musketier ist da schon geblieben! Und ängstlich schlägt jedes Herz, atemlos lauscht jeder.

Endlich ist es vorüber. Gegen 1 Uhr machen die Franzosen Feuerpause; so ist es fast jeden Tag. Sie scheinen bis 3 Uhr Mittag zu essen. Da wird es sachte bei uns lebendig. Köpfe zeigen sich vorsichtig, und jeder genießt von der warmen Herbstsonne, so viel er erwischen kann. Ein geschickter Mann schneidet Holz ganz klein, ein Löchlein wird ausgehöhlt, 3 Mann verteilen den wenigen blauen Rauch mit der Mühe, und nun werden die Reste des Morgenmahles warm gemacht, Konserven gewärmt oder gekocht, was gerade zur Stelle ist, — bis plötzlich gegen 3 Uhr die Kanonade wieder beginnt. Nun werden die Minuten gezählt. Nach $\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends schießen sie ja nicht mehr, dann ist es dunkel. Allmählich gewöhnt man sich an den Spektakel. Sicher

ist man seines Lebens freilich nie. — „Feldwebel, wollen wir unsere 66-Partie weiter spielen?“ Schon kriecht ich in den Stand des Leutnants, und während oben die Granaten sausen, werden unten die Karten gegeben. Schließlich dämmert es; jeder Tag hat ja seinen Abend. Um 4 Uhr kommt der Abendgruß; da streichen die Franzosen das Gelände noch einmal ab, und dann wird es still.

Wenn es dunkel ist, kommen wir wie die Maulwürfe heraus, besuchen uns in unsern Böchern, plaudern, ruhen und denken der Lieben zu Hause. Die „Sanitäter“ holen die Verwundeten, die Toten werden begraben. Gegen 9 Uhr raschelt es leise im Hohlweg — die braven Feldküchen sind wieder da. Und wieder dasselbe Schauspiel wie morgens um 5 Uhr, nur daß diesmal zwei Säcke Postsachen mitgekommen sind. Schnell werden sie in meinen Stand getragen; ein Lichtstumpf wird vorsichtig angezündet, und es wird verlesen und verteilt. Bald schmaust alles Schokolade und Bonbons, raucht seine Zigarre oder Pfeife; denn wenn einer etwas hat, haben alle. — Gegen 11 Uhr wird alles still. Jeder genießt die verdiente Ruhe.

Doch nicht immer geht es so ruhig zu. Neulich mußte der Feind etwas von unseren Speckerbhsen gerochen haben; denn kaum standen die Küchen im Hohlwege, da pfiß und knallte es, da platzten die Schrapnells, da krachten die Granaten, und wie der Wind mußte alles von uns auseinander fliegen. An Essen war an diesem Abend nicht zu denken, die Küchen waren froh, als sie den Stand — wir, als wir unseren Graben erreicht hatten. — Zuweilen kommt auch einer der seltenen gegnerischen Nachtangriffe. Das ist nicht ganz so ängstlich. „Aufstehen! Bisier 500! Schützenfeuer! lebhaft feuern!“ — und nach 10 Minuten heißt es beim Gegner: Rette sich, wer kann! Marsch, marsch — verlassen sie die Rübenäcker, in denen sie vorgekrochen waren, und laufen in volle Deckung. Wenn wir dann ein paar Tage darauf vorrücken, finden wir sie haufenweise in den Rüben; denn unsere Soldaten zielen und feuern nicht nur Salven¹², die wie die französischen viel zu hoch gehen.

Ungemütlicher wird es nur, wenn es regnet. Aber die gute Zeltbahn, ein englischer Mantel, eine „gekaufte“ wollene Decke wirken auch dann Wunder, freilich nur wenn man sie hat; denn beim Vorrücken muß man oft alles liegen lassen. Und manches Mal schon mußten wir durchnäßt bis auf die Knochen im Schmutz liegen, und die Nächte sind jetzt schon bitter kalt; der Morgennebel zieht einem die Glieder zusammen, der Reif macht alles starr. Wir sehen aus — seit drei Wochen ungewaschen, unrasiert, starrend vor Lehm — wie die Schweinchen, nicht wie Menschen. Wenn uns so plötzlich die Unsrigen erblicken würden! —

Augenblicklich sind wir im Angriffsgefecht, das rüstig fortschreitet. Hiermal täglich graben wir uns von neuem ein; aber wir kommen vorwärts, und da wird alles ertragen. Das ist die schönste Freude des deutschen Soldaten, sein größter Stolz: Vorwärts auf den Feind, koste es, was es wolle!

Karl Danzfuß. (Barbyer Zeitung.)

13. Der Granathof.

Skizze aus den Kämpfen im Westen.

Am Ausgange des Dorfes stehen unsere Posten im Schützengraben. Wenige Schritte vor ihnen liegt ein zererschossenes Gehöft. „Granathof“ nennen es die Deutschen, „Blockhaus“ die Franzosen. In fast regelmäßigen Abständen dröhnt drüben beim Feinde ein Kanonenschuß. Jedesmal schlägt wenige Sekunden später eine Granate in die Trümmer des Gehöfts. Die eintönige Folge wird bisweilen unterbrochen durch drei bis vier beinahe ineinander fallende Schüsse. Raum genommen, folgen ihnen ebenso viele Einschläge mit scharfem Knall der zerspringenden Granaten. Aufspritzen die schon hundertfach zerfetzten Trümmer des Granathofs. Die Posten ducken sich im Graben, und über sie hinweg rauscht der Hagel der Eisenplitter. Sie achten es kaum. Wochen und Monate haben sie dasselbe Bild gesehen und denselben Ton gehört: das scharf abgerissene Geratter der platzenden Feldgranaten. Sie kennen die feindliche Batterie, die den Hof dauernd unter Feuer hält. Man sieht sie nicht; nur ahnen kann man ihre gedeckte Stellung, tief im Grunde in der Nähe der zum Feinde laufenden Straße. Nicht immer schießt sie allein. Bisweilen gesellen sich andere Batterien zu ihr, deren Feuer durch geheimnisvolle Fäden auf den Granathof vereint wird. Sie scheinen zahllos zu sein. Ihr Donner rollt ununterbrochen und kommt aus allen Richtungen. Die Einschläge der Geschosse sind nicht mehr zu unterscheiden. Wie dort in den feindlichen Stellungen das Dröhnen der Geschütze nicht mehr abreißt, sondern in einem einzigen furchtbaren Tone weiter klingt, so ist auch in dem knatternden Klingen der einschlagenden und zerspringenden Geschosse keine Pause mehr zu unterscheiden. In den helleren Ton der Selbstgeschütze und ihrer Geschosse setzt hier und da ein tiefer Ton ein. Ihm folgt in dem getroffenen Gehöft ein dumpfer Knall, der alle Nebengeräusche überläutet. In dem grausigen Konzert sind es die groben Bässe der aus den Festungen herangeschleppten schweren Geschütze. Dann wieder kurze Klänge in der Luft; weiße Wölkchen folgen ihnen, aus denen ein Hagel zur Erde stürzt. Das sind die zerspringenden Schrapnells, deren Kugeln weithin über den Boden streichen. Der Granathof wird zur Hölle. Kein lebendes Wesen kann dort bestehen. Die Posten haben sich auf den Boden ihres Grabens geworfen. Der Eisenhagel wirft die deckenden Wände ein und sucht die Leute unter den Trümmern zu begraben. In Nischen und Höhlungen tief unter der Erde sitzt die übrige Grabenbesatzung. Sie hat ihre unterirdischen Räume wohnlich eingerichtet. Die kleinen Schätze des Soldaten, die an die Heimat erinnern, die Geräte für den täglichen Gebrauch, die Lebensmittel: alles hat seinen Platz gefunden. Bilder sind an die Wände geheftet, die oft überkleidet sind mit Zeitungen, Decken und anderen Mitteln, um den Eindruck eines Zimmers vorzutäuschen. Dort im besonderen Raume ist die Lagerstatt, wo eng aneinander geschmiegt die Kameraden den Schlaf suchen. Heute wird er wohl ausbleiben. Ein jeder weiß, die Kanonade kann die Einleitung des feindlichen Sturmes sein.

Mit dem Dunkel der Höhle kämpft ein schwaches Licht. In eine alte Konservenbüchse ist Sand gefüllt und darüber eine Schicht Talg gegossen. Ein Endchen Bindfaden ragt aus der Mitte hervor und trägt ein dürftiges Flämmchen. Im Schützengraben wird man leicht bescheiden und leicht befriedigt. Was soll man Forderungen an das Leben stellen, wo so dicht dabei der Tod lauert? Gestern schlug die Granate in den Nachbarraum. Aufzogen die zertrümmerten Tragebalken der Decke; die darüber gebreite Erdschicht und die stürzenden Wände begruben die Insassen. Schnell waren die Kameraden bei der Hand gewesen, um die Verschütteten auszugraben. Es war leidlich abgegangen. Zwei waren durch Granatsplitter verwundet, mehrere bewusstlos, aber noch lebend. Sie werden einige Zeit der Schonung bedürfen, bis sie die körperlichen und seelischen Schäden überwunden haben. Eine ernste Lehre erwuchs aus diesem Unfall. Sofort ist an der Tieferlegung der Hohlräume und an der Verstärkung ihres Baues gearbeitet worden, um auch gegen die schwersten Geschosse Sicherheit zu gewinnen.

Das Leben im Schützengraben ist mit unaufhörlicher Arbeit verbunden. Was Menschenhände im schützenden Dunkel der Nacht erbauen, zertrümmern am Tage die feindlichen Geschosse. So wiederholt sich die Arbeit Nacht für Nacht, oft unterbrochen durch feindliche Beschießung. Der Gegner will die Stellung gewinnen. Solange der Graben den Schützen noch Stellung bietet, solange die schützenden Hohlräume die Besatzung kampffähig erhalten, so lange wagt er den Ansturm nicht. Eine graufige Warnung sind ihm die langen Reihen seiner Toten, die vor unsern Stellungen bei früheren Kämpfen gefallen sind. Wenn er aber glaubt, die Gräben zerstört und die Deckungen zertrümmert zu haben, dann kommt er. Nur wenige Schritte trennen ihn von unserer Stellung. Auch er hat sich Gräben und Deckungen geschaffen wie wir. Seine zahlreiche schwere Artillerie hat ihn dabei geschützt. Von allen Seiten führt er Verstärkungen heran. Sie gestatten ihm, seine vorderen Truppen oft abzulösen und ruhen zu lassen. Unsere Truppen harren oft wochenlang in ihren Stellungen aus. Sie arbeiten jede Nacht. Mühsam schleppen sie die Hilfsmittel zum Ausbau über weite Strecken herbei. Selbst das Essen muß aus der Ferne zugetragen werden, da die Feldküchen nicht nahe herangeführt werden können. Mit seinem Geschützfeuer sucht der Feind die Straßen ab, wo er Verkehr vermutet. Aber man ist findig geworden. Die mit Feuer belegten Stellen sind schnell bekannt. Die in der Dämmerung heranrückenden Arbeitskräfte umgehen die gefährdeten Stellen. Nerven und Herzen unsrer Leute sind stark und fest. Die in nächster Nähe einschlagenden Geschosse stören sie nicht. So tragen sie den harrenden Kameraden alles Nötige zu. Die fertigen Speisen werden in Kochkisten warm gehalten oder auf niederem Feuer gewärmt. Sie sind gut und reichlich, daher gibt es keinen Kräfteverfall, und verheerende Seuchen meiden den kräftigen Körper. Trotz der gewaltigen Anstrengungen, die der Kampf im Schützengraben auferlegt, tragen unsre Soldaten alle Mühsale tapfer, selbstlos und in gegenseitiger Hilfe. Das junge Bürschlein, eben der Schule oder der Lehre entsprungen, der Gelehrte, Beamte, Kaufmann und Besizer stehen neben dem Bauern und Arbeiter. Eine Fülle von Bildung und Fertigkeit hat sich da vereint zum Kampfe für das

gemeinsame Vaterland. Alle helfen sich gegenseitig mit dem, was der einzelne kann und weiß. Von den Offizieren sind viele gefallen. Reserve- und Landwehr-offiziere treten in die Lücken. Der Krieg hat ihre Ausbildung gereift. In täglicher Berührung mit dem Feinde haben sie reiche Erfahrung gesammelt. Treue Kameradschaft umschlingt sie alle, die dort vorn am Feinde stehen. Der Führer kann sich auf die Truppe verlassen. Zwar sehen sie schlimm aus, die Bataillone, wenn sie einmal nach langer Zeit aus den vorderen Stellungen abgelöst und in rückwärtige Quartiere gelegt werden. Das Feldgrau der Uniformen ist unter dem Lehm oder dem freidigen Kall der Schützengräben verschwunden. Die Stiefel sind feucht vom Regenwasser, das sich in den Gräben sammelt und den Boden in Schlamm wandelt; aber sie sind dauerhaft und dicht. Die Waffen sind nicht mehr so blank wie zur Parade und zum Appell. Die Gesichter sehen wild aus von ungepflegten Bärten. Waschwasser hat es lange nicht gegeben. Das aus der Ferne zugetragene Wasser reicht gerade aus zum Kaffee oder Tee. Aber wenige Tage später sieht die Truppe wieder menschlich aus. Putzen und Reinigen gehört zum Soldaten, sobald sich die Gelegenheit bietet.

Von dem ersten Schützengraben laufen Gräben rückwärts, so tief, daß auch die Helmspitze des längsten Musketiers sie nicht überragt. Es ist kein gerader Weg; der würde vom Feinde bestrichen werden. In Windungen führt er um stehengebliebene Erdblöcke, die den Flug der feindlichen Geschosse hemmen. Er führt zu den rückwärtigen Schützengräben, wo die Verstärkungen und Reserven ruhen. Auch sie haben ihre Wohnungen tief unter der Erde. Und so geht es rückwärts weiter durch das verschwundene Dorf. Die Wohnräume der Offiziere liegen zwischen denen der Mannschaft. Der Regimentsführer hat noch einen brauchbaren Keller gefunden, in dem er sich wohnlich eingerichtet hat. Er verläßt seinen unterirdischen Wohnraum auch dann nicht, wenn seine Bataillone abwechselnd zurückgezogen werden, um sich auszuruhen und wieder menschlich zu machen. Tag für Tag schlägt der Eisenhagel auf sein schützendes Dach. Fernsprecher verbinden ihn vorwärts mit seinen Bataillonsführern und diese wieder mit den Kompagnieführern, rückwärts mit den höheren Führern. Das befreit ihn nicht vom Schrecken aller Kriegsleute, vom Schreibwesen. Selbst in diesen Katastrophen¹³ muß eine Schreibstube Platz finden für den Adjutanten und die Schreiber. Während oben der Feind mit ehernem Finger anpocht, werden unten schriftliche Arbeiten erledigt.

In den Pausen des feindlichen Feuers, im Schutze des Nebels und der Nacht, kann man sich in der Stellung freier bewegen. Fällt unerwartet ein Kanonenschuß, so bietet vielleicht der nächste Unterstand eine Zuflucht. Der einzelne ist am wenigsten gefährdet. Eine Gruppe von Leuten bietet schon ein willkommeneres Ziel. Vorgesetzten aller Grade können auffallende Grababzeichen zum Verderben werden. Hier wie dort, bei uns wie beim Feinde, stehen Scharfschützen versteckt bereit und lauern auf lohnende Ziele. Gegen Stellen, wo man bestimmten, sich wiederholenden Verkehr beim Gegner vermutet oder erkannt hat, sind Gewehre in bestimmter Richtung festgelegt. Dann und wann zieht ein Mann den Abzug und macht die Gegend unsicher, ohne vielleicht ein Ziel erkannt zu haben. Den Schützen sieht

man nicht. Durch schmale Scharten gibt er den Schuß ab, während sein Kopf durch die Schartenwände, durch Sandsäcke oder stählerne Blenden gedeckt ist. Volle Sicherheit gewähren auch diese Mittel nicht. Drüben wartet ein anderer Schütze, der mit einem genau schießenden Gewehr die Scharte zum Ziel nimmt. Aber der Soldat gewöhnt sich an die Gefahr. Gefährdete Stellen werden gemieden oder schneller durchschritten. Wer den deckenden Gräben verschmäht und sich außerhalb zeigt, darf sich nicht über böse Folgen beklagen. Auch hier wie im übrigen Leben fällt mancher durch eigene Schuld. Wenn aber der Granathagel über die Gräben streicht, dann gibt es auch in ihnen kein Lustwandeln. Jede Verbindung hört auf; nur der Draht des Fernsprechers vermittelt sie noch, bis auch er zerschossen ist. Dann steht ein jeder auf sich allein. Der Führer im vordersten Graben muß auf eigne Verantwortung handeln im Vertrauen, daß die Verstärkungen und Reserven von rückwärts eingreifen. Fast müssen sie den rechten Zeitpunkt ahnen. Bricht plötzlich das rasende Artilleriefeuer ab, dann kann es Zeit sein; jetzt kommt der Feind. Es kann aber auch eine gefährliche Täuschung sein. Das feindliche Feuer hat nur geschwiegen, um alle Schützen an die Brustwehr zu locken. Wenn sie ihre schützenden Räume verlassen, wenn die Kameraden von rückwärts her Mann hinter Mann durch die Verbindungsgräben zu Hilfe eilen, dann kann das Feuer der schweigenden Batterie wieder einsetzen und in den Massen blutige Ernte halten. Sicherer ist es, auf das Infanteriefeuer zu achten. Wenn das Feuer der Posten lebhafter wird, wenn das Schnellfeuer der vorderen Grabenbesatzung zu rollen beginnt, dann ist es Zeit. Jetzt wird der stürmende Feind nahe sein. Seine Artillerie muß ihr Feuer verlegen, um nicht die eigenen Truppen zu treffen. Nun heißt es, schneller heran sein an die dünnen Linien der vorn schon kämpfenden Kameraden, als sie der Gegner erreichen kann. An Sekunden hängt die Entscheidung. Die Sekunden müssen gewonnen werden. Der eilende Fuß des Feindes muß gehemmt werden im Lauf. Deshalb sind Hindernisse vor die Gräben gelegt. Bald sind es regelmäßige, dichte Drahtgeflechte, bald nur ein wildes Gewirr loser Drahtmassen. Durch das Artilleriefeuer werden sie zerrissen, und immer wieder müssen sie erneuert werden. Unermüdlich arbeitet der Pionier an ihnen, oft mitten im Hagel der Geschosse. Hier gibt es keine Deckung außer dem Dunkel der Nacht und dem Nebel des Wintertages. Aber des Mondes und der Sterne Licht und der fahle Schimmer der mit dem Nebel ringenden Sonne genügen den feindlichen Geschossen, ihr Ziel zu finden. Dann muß man sich begnügen, Rollen und Ännele der eisernen Fäden aus dem Graben entgegenzuwerfen. Der Gegner kennt das verderbliche Hemmnis. Wird er in diesem Gewirr aufgehalten, so lichten sich bald seine Reihen. Hier trifft jeder Schuß. Die in dem Drahtgeflecht hängenden Leichen eifern nicht zur Nachfolge an. Daher muß er sich rechtzeitig Wege durch das gesperrte Gelände bahnen. Auch seine Pioniere sind todesmutig und suchen die Drähte zu zerschneiden oder Stangen mit daran befestigten Ladungen unter sie zu schieben, um sie zu sprengen. Um diese Vorbereitungen spielen sich einleitende Kämpfe ab. Die Grabenbesatzungen versuchen, die mit Sprengladungen versehenen Stangen an sich zu ziehen und die Pioniere abzuschießen. Feindliche

Schützen bemühen sich, dies zu verhindern. Freund und Feind werfen sich gegenseitig mit Handgranaten; Minenwerfer schleudern von hüben und drüben starke Sprengladungen. Von beiden Seiten sind tief gelegene Schächte in die Erde vorgetrieben, um an ihren Enden die Minenladungen zum Zünden bereit zu halten. Wie ein Maulwurf hat der Pionier die engen Gänge gehöhlt; in Horchstollen liegt der Posten zusammengekrümmt und horcht gespannt, ob kein klopfendes Geräusch ihm die Gegenwart verrät. Glaubt er die feindliche Arbeit nahe genug, so kriecht er zurück, und auf seine Meldung wird die Ladung gezündet. Vielleicht wird dann der feindliche Minengang eingedrückt, und die Arbeiter in ihm haben sich selbst ihr Grab gegraben. Bisweilen gelingt es auf dem unterirdischen Wege bis unter die feindliche Stellung zu gelangen und sie durch mehrere Ladungen in die Luft zu schleudern. Dann macht der Tod reiche Beute. Es ist ein gewaltiges Ringen, in dem Scharfsinn, Erfindung und Erfahrung alle Mittel ausbieten zur Vernichtung. Aber alles versagt, wenn nicht der unerschütterliche Wille des unverzagten Kämpfers dahinter steht.

Heute kam es nicht zum letzten Akte des Dramas. Dem tosenden Artilleriefeuer folgte kein Angriff. Nach stundenlangem Toben wurde es still. Nur eine feindliche Patrouille drückt sich noch hinter den Trümmern des Granathofs, kaum ein lohnendes Ziel. Wichtigeres ist geplant.

Hinter dem Granathof fällt das Gelände zu einer Senkung. Dort kann sich der Gegner unbemerkt aufhalten. Starke Unterstände sind dort anzunehmen. Auch in den festen Kellern unter dem Hof findet er noch Deckung. Vielleicht hat er aus jener Senkung sich zu ihnen durch die Erde gewühlt. Aus allen diesen Deckungen kann er eines Tages heraufsteigen zum letzten Ansturm. Das soll verhindert werden. Die Deckungen müssen zerstört werden. Schon hatte auch unsere Artillerie schweres Feuer darauf gelegt. Waren sie zertrümmert? Dafür fehlte jeder Anhalt, denn die Beobachtung der Schüsse war fast nie möglich gewesen. Also heran und sehen und das Werk vollenden.

Um 3 Uhr nachts sollen unsere Truppen aus ihren Gräben vorgehen. Ohne Geräusch haben sie sich durch die Verbindungsgräben herangewunden. Nun stehen sie Mann an Mann vorn im Graben an den Ausfallstufen, um über den Grabenrand heraufzusteigen. Die Hindernisse davor sind in der Dunkelheit entfernt. Der Führer sieht auf das durch Leuchtmasse schwach erhellt Zifferblatt der Uhr. Noch 5 Minuten, noch 1 Minute! Wie lang und wie kurz ist sie doch! Dann folgt das Zeichen zum Auftreten. Schweigend erhebt sich der Menschenwall und stürzt lautlos auf die gespenstischen Trümmer des Hofes zu. Pioniere mit Handgranaten und Sprengmunition sind zugeteilt. Die Besatzungen der Nachbargräben stehen bereit, die an den Granathof anschließenden feindlichen Stellungen unter Feuer zu nehmen, sobald sie sich an dem Kampf beteiligen wollen. Aus dem Gewirr des Hauses erheben sich einzelne feindliche Posten. Ehe sie die Gefahr erkennen, sind sie schon stumm gemacht. Das Bajonett tötet lautlos. Nun stürzt ein Teil auf die Eingänge der Keller, während andere die zerstörte Umfassung des Hofes übersteigen, in die Senke dahinter hinabgleiten und den nahe gelegenen Kirchhof besetzen. Die Toten dort unten werden heute manchen Genossen bekommen. Pio-

niere erbrechen die verrammelten Kellerzugänge. Beim Schein der Taschenlampen sucht der Fuß die Stufen zur Tiefe. Kein Feind tritt entgegen. Ein zusammengefunkenes Wachtfeuer wirft schwache, flackernde Lichter in den dunkeln Raum. Dort liegt der Feind in dichtem Haufen tief im Schlaf. Die Soldaten sehen es mit Staunen, aber kein deutscher Krieger tötet einen wehrlosen Feind. Der Führer befiehlt, die sorglosen Schläfer durch einige Schüsse über sie hin zu wecken. Dann will er sie auffordern, sich zu ergeben. Aber der Feind ist tapfer; aufgeschreckt, faßt er gewohnheitsmäßig seine Waffe, von Übergabe will er nichts wissen. Und nun beginnt der Kampf im Halbdunkel, Mann gegen Mann. Über die folgende Spanne Zeit kann niemand mehr Rechenschaft geben. Das Geschloß, die blanke Waffe, die Handgranate, Hand und Fuß beteiligen sich am Kampfe, bis der Gegner das blutige Spiel verloren gibt. Der überlebende Rest ergibt sich.

Inzwischen sind die Kameraden nicht müßig gewesen. An verdeckten Unterständen und in den Vorhöfen der Minengänge ist gefochten, bis auch hier der Feind die Waffen streckt.

Die Kämpfe konnten nicht verborgen bleiben. In den anschließenden Stellungen ist der Feind lebendig geworden. Leuchtugeln flogen in die Luft, scheinen einen Augenblick als leuchtende Gestirne still zu stehen, bis sie zerplatzend eine Garbe kleinerer Sterne über den dunkeln Plan ausbreiten und ihn erhellen. Das Gewehrfeuer knattert ununterbrochen von beiden Seiten. Deutlich vernimmt man das Feuer der feindlichen Maschinengewehre, das wie der Klang schwerer Tropfen tönt, die in regelmäßigen, kurzen Pausen fallen. Man hört sie nicht so gern wie das ununterbrochene, klopfende Geräusch der eigenen gleichartigen Waffe. Das Toben des Feindes kann an dem Geschick der Nacht nichts ändern. Hundert Gefangene haben wir gemacht. Ein Offizier und neunundneunzig Mann sind dem Verderben entgangen, aber sie sind gefangen. Während sie zurückgeführt werden, bereiten die Pioniere alle Räume, die noch Deckung bieten können, zur Sprengung vor. Dann ein verabredetes Zeichen, und alle Sturmtruppen räumen den Hof und seine Umgebung. Auf dem Wege zu ihren alten Stellungen vernehmen sie noch den grollenden Donner, der die Zerstörung der feindlichen Deckungen anzeigt. Als jetzt beim Morgengrauen die feindlichen Verstärkungen anrücken, liegt der Granathof still und verlassen da. Sie kommen zu spät. Die Fernsprechleitung, die sie rechtzeitig herbeirufen sollte, war durch einen braven Pionier beim Eindringen in die unterirdische Welt zerstört worden.

Der feindliche Bericht über die Ereignisse der Nacht lautete: „Der Feind machte einen vergeblichen Versuch, sich in den Besitz des Blockhauses bei La Boisselle zu setzen. Wir warfen ihn zurück. Zweihundert Tote ließ er auf der Walfstatt.“

Unsere Verluste betrugen vierunddreißig Mann an Toten und Verwundeten, darunter drei Offiziere.

Noch lange nach der Rückkehr unsrer siegreichen Truppen in ihre schützenden Stellungen wechselten Schüsse hinüber und herüber. Auch einzelne Batterien griffen ein, soweit sie sicher waren, nicht die eigenen Truppen zu verletzen. Als der Wintermorgen dämmerte, erlosch zögernd das Feuer.

Einsam stand der Posten wieder im vorderen Graben und spähte hinüber zum Granathof. Aus der Ferne trug der Morgenwind verhallende Laute eines Liedes zu ihm, wohl der Gesang der Kameraden, die die Gefangenen zurückführten und die gefährdete Zone hinter sich gelassen hatten. Er kannte die Weise. Weise summt er den Schlußsatz mit:

„Haltet aus im Sturmgebraus!

Haltet aus, haltet aus!“

Generalleutnant v. Stein. (Aus der Kreuzzeitung.)

14. Die Entenschlacht.

In Aderfeld und Wiesenland zogen sich unabsehbar weitgestreckt die Reihen der tiefen, breiten Gräben. Sie folgten einander im Abstand von etwa hundert Meter und waren viele hundert Meter lang. Nur zwischen zweien war der Abstand größer, vielleicht dreifach, und zwischen ihnen lag grünes Wiesenland. Über das Grüne hinweg flogen die bleiernen Mörderschwärme der Gewehrflugeln, sausten die schweren Brandstifter aus Geschützen, die manchmal den nassen Boden zerklüfteten und feuersprühend Eisensplitter in die Gräben warfen. Das währte Tage um Tage.

Und in all den langen Tagen, an denen jeder Graue oder Rote, der den Kopf über den Rinnenrand zu stecken wagte, mit dem Behlaut des Wunden oder der stummen Starrheit des Toten zurück in die Grube fiel, wuchs die Qual all der Männer in all den weitgestreckten, einander folgenden Schützengräben. Nicht vorwärts und nicht rückwärts dürfen — das zerrte an allen Seelenkräften und zerstörte die Nerven. Ein Ende, ein Ende, so oder so! — das dachten, wünschten und ersehnten sie alle, die hüben und die drüben. Lieber draußlosstürmen um den Preis des Lebens! Aber sie gehorchten den Befehlen, und diese lauteten noch immer: Ausharren! So hielten denn die großen Erzmäuler über die Köpfe der Grubenmänner hinweg ihre Zwiesprache aus Flammen und Eisen miteinander, und nur selten einmal sprach dazu ein blanker Lauf aus den Rinnen ein schüchtern leises Wort von Mord.

Eines Tages deutete ein Grauer jäh himmelwärts: „Wildenten!“ Seine Gebärde und sein Ruf verrieten die erregte Gier des Hungrigen, vielleicht auch des Jägers.

„Wildenten!“ Allenthalben riesen sie es in zwei Sprachen. Sie alle hatten die Vögel bemerkt, die, von Menschennahen oder Schlachtendröhnen aus irgend einem Schlupfwinkel aufgeschreckt, nun in raschem Fluge nicht allzuhoch daherkamen. Die langen Gräben entlang flogen sie und gerade über den breitesten Wiesenstreifen dahin.

Hüben und drüben richteten sich zahllose Läufe auf sie, blitzte es auf, flogen die kleinen Mörder auf sie zu, als wäre an alle die Grauen und Roten gleichzeitig der Befehl ergangen zur Jagd. Und zahllose Augen blickten gespannt aufwärts, zahllose Herzen vergaßen eine kurze Zeitspanne lang

über der Jagd den Krieg. Aber seltsam — die meisten Hände, die sonst so ruhig und sicher waren, wenn es auf den menschlichen Feind zu zielen galt, mußten gezittert haben, da es ein tierisches Wild zu erlegen galt. Schon die Hälfte oder mehr des langen Gebietes, auf dem tausendfacher Tod sie bedrohte, hatten die Vögel durchflogen, ohne auch nur eine Feder zu verlieren. Sechs waren es, und deutlich sah man sie: Männchen und Weibchen unterschied man. Aber da — da: während die anderen heil entkamen und in der Ferne entschwandten, ein Schrei und noch einer! Dicht nebeneinander stürzten zwei getroffene Tiere herab, überschlugen sich in der Luft und fielen steinschwer auf das Wiesenland hernieder — gerade mitten zwischen die zwei vordersten Schützengräben der feindlichen Heere.

Rechts und links von ihnen tauchten Köpfe empor, immer mehr und mehr. Daß darauf der Tod stand, schien jäh vergessen. „Wir haben sie getroffen!“ — „Uns gehören sie!“ In zwei Sprachen scholl es, und die Stimmen wurden erregter; Flüche, Drohungen und Schimpfworte folgten und wurden immer wilder und wilder. Aber daß sie Gewehre hatten und Feinde waren, daß es Kriegszeit war, in der der Mensch den Menschen töten darf und soll, — das schienen beide Teile in diesem Augenblicke vergessen zu haben. Erst als einer mit roter Hose plötzlich aus dem Graben sprang und auf das erlegte Wild zürannte, um es an sich zu reißen, knallte und blitzte es auf seiten der Grauen hundertfältig auf, und der tollkühn-freche kleine Soldat lag, aus zahllosen Todeswunden blutend, auf dem Wiesengrün neben den Enten.

Einen tausendfachen Schrei voll Haß, Wut und Rachebegehr, von seinen Kameraden ausgestoßen, nahm er als letzten Klang von dieser Erde mit in den Tod. Und über seinen starren Leib hinweg flogen nun die kleinen Mörder-schwärme hageldicht hinüber, herüber. Und alle Köpfe verschwanden, manche mit brechenden Blicken. Und dann wurde es still, ganz still; denn auch die großen Brandstifter sausten an diesem Tage nicht von Heer zu Heer. Auf dem Wiesenstreifen, inmitten der feindlichen Linien lag der tote Soldat in der roten Hose neben den toten Vögeln. Ihn oder die Jagdbeute zu holen, wagte keiner; denn jeder wußte, daß nunmehr unerbittlich der Tod darauf stand.

Den Himmel überzog Graugewölk, und unter dem eintönigen Glucksen des in die Gruben tropfenden Regens kam das Abenddämmern und brach endlich die Nacht herein. In den langgestreckten Rinnen, die den drei Leichen am nächsten waren, schlief keiner. Hüben und drüben herrschte eine so wilde, verbißene Wut, wie man sie noch gestern nicht gekannt und empfunden hatte, eine harte, blutige Entschlossenheit, um keinen Preis den Feinden die Jagdbeute zu gönnen.

Der Graue, der als erster die Enten bemerkt und verkündet hatte, ballte in knirschender Wut die Fäuste und fluchte. „Ich hab' sie getroffen“, behauptete er wohl zum zwanzigstenmal. „Da, vor mir liegen sie ja; ich hab' sie

also getroffen. Und diese Hunde dort — —! Aber ich hol' sie mir, ich hol' sie mir!"

Immer wieder hielten die Kameraden ihn zurück. Gewaltsam mußten sie ihn hindern. Mit der Beharrlichkeit und der Kraft eines von einem einzigen Wunsche Besessenen hing er an seinem Plan. Und plötzlich gelang es ihm durch List und Überraschung, sich loszureißen und über den Grabenrand sich emporzuschwingen. Nun kroch er, platt aufs Wiesengrün gedrückt, der Stelle zu. Die Kameraden bebten vor Spannung und Erregung. Ein lautes Warnwort wagte keiner; denn es hätte die Feinde dort drüben aufmerksam gemacht und dem Wagetollen sichern Tod gebracht. Gewehr im Anschlag lagen sie alle, bereit, den ersten Feind, den sie im Dunkeln zu erspähen vermochten, zu töten. Lange Sekunden verstrichen, in denen jeder Herzschlag laut dröhnte, und wurden zu Minuten.

Aber da — da sahen sie es drüben aufblitzen und vernahmen in ihrer Sprache einen dumpfen Fluch und dann ein Verröcheln.

Eine tiefe Stille folgte, und dann ein einziger Wutschrei, von einem Ende des langen Schützengrabens bis zum anderen, ein Schrei, der weiter hinten von hundert zu hundert Metern vielfachen Widerhall fand. Ganz weit hinten ließ plötzlich ein Scheinwerfer sein grelles, weißes Licht erstrahlen, und noch einer und noch einer. Und da und da und dort stiegen jetzt aus den Grabenreihen graue Soldaten empor. Befehle erklangen; aber man hörte sie nicht oder wollte sie nicht hören. Über den Wiesenstreifen ging es in wildem Lauf dem vordersten feindlichen Graben zu. Drüben, weit hinten, begannen nun ebenfalls Scheinwerfer zu erstrahlen. Es blitzte und knallte, Stürmende brachen zusammen; aber vorwärts, vorwärts! Ein unbezähmbar wilder Drang zu Sturm und Mord war wie ein Rausch über die Grauen gekommen und riß sie fort und zog die nach, die es nicht gewollt und es anders befohlen hatten. Und weiter und weiter! Im vordersten Schützengraben der Roten wütheten die ganze lange Reihe entlang Kolben und Bajonett. Und weiter und weiter! Der zweite Graben wurde gestürmt, der dritte genommen, der vierte. Die Leichen häuften und ballten sich. Immer neue Kämpfer rückten an, stürmten vor. Aus den rückwärtigen Gräben der Roten krochen die Kämpfer hervor; aber nicht als Kämpfer mehr, sondern als Fliehende, von wildem Entsetzen wie von einer Seuche gepackt. Und die Grauen stürmten und stürmten, bis sie zu den großen Erzmäulern gelangten, die tagelang die schweren Brandstifter auf ihre Reihen gespien hatten. Und sie nahmen sie. —

Als der Morgen herangedämmert kam und ein erster scheuer Sonnenstrahl aufleuchtete, wußten die Grauen, daß sie Sieger waren. Und die Sonne stieg höher und höher, und ihre Goldblitze funkelten auf einen zertretenen und unkenntlichen Knäuel herab: zwei zerstampfte Menschenleichen, an deren grauen und roten Kleiderseken buntschillernde Entenfedern klebten.

15. Die Schlacht am Mserkanal.

Es herrschte noch tiefe Finsternis, als unser Ordonnanzoffizier an meine Tür donnerte und rief: „Beeilen Sie sich! Es geht an die Schlachtfront! Zum Mserkanal!“ Ich stürzte hinaus auf den Flur, wo junge Offiziere an mir vorbeieilten, alle erstaunlich frisch, gestiefelt und gespornt, die Pistolentasche am Koppel. „Extrabefehl! Schnell!“ das war alles, was ich von ihnen auf meine Fragen als Antwort erhielt. Ich eilte, die Gamaschen unter dem Arm, ihnen nach in den kalten Regen. Durch die dunklen Straßen liefen wir nach der Königstraße, wo die deutsche Kommandantur ihren Sitz hat. Hier herrschte anscheinend eine furchtbare Verwirrung: Autos aller Art sausten hin und zurück, Offiziere und Soldaten rannten durcheinander, Befehle wurden gerufen, geblüffert, geschrieben. Die Autos tuteten, und die Trompeten schmetterten ihre hellen Signale, wozu ein tiefes Brummen von tausend Stimmen die Begleitmusik ausführte. Aber so sehr man auch den Eindruck heillosen Verwirrung hatte, — in Wirklichkeit herrschte eine mustergültige Ordnung. Jedes Wort, jeder Ton hatte seine Bedeutung, und im Laufe weniger Minuten war der Platz leer; Hunderte von Kraftwagen sausten an die Schlachtfront.

Was eigentlich vor sich ging, weiß ich bis jetzt noch nicht. Ich saß neben dem Chauffeur oder vielmehr zu den Füßen des begleitenden Unteroffiziers, mit meinen eigenen Füßen auf dem Trittbrett. Der Ordonnanzoffizier hatte mich dort eingeklemmt und mir eilig zugeflüstert: „Schweigen Sie, nicht fragen!“ Ich verstand, was dies bedeutete. Es war keine Spielerei. Er setzte sich, indem er mich mitnahm, selbst einer Gefahr aus; denn ich hatte keinen Paß an die Front, hatte ihn auch nicht verlangt; die Fahrt war ja ganz zufällig gekommen. Ich dachte mir, ich hätte höchstens zu gewärtigen, daß man mich zurückwies. Es gelte deshalb nur, den Mund zu halten und keine Fragen zu stellen. In demselben Augenblick, in dem es an die Front geht, werden die Weisungen aber verschärft. Jeder Soldat hat den Befehl, augenblicklich solche Zivilpersonen zu verhaften, die irgend einen Versuch machen, ihn auszufragen.

Während wir in rasender Fahrt dahinsauften, saß ich eingeklemmt, das Gewehr des Unteroffiziers im Rücken. Den Weg zu beobachten, war unmöglich. Es war, als sei das Land völlig verändert. Die Felder zu beiden Seiten der Landstraße hatten aufgehört dazusein. Train, Massen von Artillerie, Truppen jeder Gattung waren hier alle in gleicher Richtung gefahren und marschiert, und sie hatten die ganze Gegend zu einer einzigen Chaussee umgewandelt. Wer vorbeifahren wollte, mußte weit ausbiegen, und so war die Straße immer breiter geworden. Unser Auto beförderte einen mächtigen Berg wollener Decken. Es war eine verhältnismäßig leichte Ladung, und so gelang es, uns den Weg durch das schwierige Gelände zu bahnen. Ich begriff, daß wir uns am Ende eines mächtigen Wagen-

zuges befanden. Wir überfuhren die Schelde bei Dudenarde und sausten dann noch über einen anderen Fluß, über den eine eigens angelegte Notbrücke führte.

Hier, nördlich von Courtrai, hatte der Zug Halt gemacht, ein unerhört großer Wagenpark. Dazwischen eine gewaltige Anzahl von Feldküchen, die mit ihren zusammengeklappten doppelten Schornsteinen wie Maschinen-
gewehre aussahen. Auch wir machten Halt, und ich stieg aus, um die Beine strecken zu können. Aber als ich sah, daß ich weit und breit der einzige Zivilist war, kroch ich wieder in mein Versteck und duckte mich soviel als möglich. Westwärts hörte ich Kanonendonner; Gewehre knatterten, und man vernahm das charakteristische Geräusch der Maschinengewehre. Jetzt erst erfuhr ich, was um mich herum los war. Sechs Tage hatten die Kämpfe am Yserkanal bereits gedauert. Es war ein hin und her wogendes Gefecht gewesen ohne größere Zusammenstöße, ein Kampf in Laufgräben. Die französischen Soldaten hatten sich bis an den Hals eingegraben und schossen, bis die Angreifer auf zehn Meter herangekommen waren. Dann ergriffen sie die Flucht und wurden für die Deutschen zur sicheren Beute. Sie flohen in Unordnung und suchten, soweit es ihnen gelang, in den Schutz ihrer Artillerieschützungen zu kommen. Das Gewehrfeuer der Engländer war ohne jede Gefahr; man könne ruhig dabei einen Spaziergang unternehmen, sagten die deutschen Soldaten. Ihr Artilleriefeuer aber sei von Wirkung, denn die Bevölkerung gebe ihnen verabredete Zeichen über die deutschen Stellungen, nach denen sie ihre Geschütze ganz genau richten könnten. Die Einwohner haben überhaupt mit wahrer Todesverachtung und mit schäumendem Haß ganz unbedenklich die Gegner der Deutschen unterstützt und es diesen unmöglich gemacht, ihren äußersten Vortruppen Ersatz zu bringen. Mit Hilfe falscher Signale und durch Scheinmanöver war es dann den Deutschen gelungen, die Engländer irreführen. Und nun, in der Frühe des Morgens hatte der Sturmangriff begonnen, und er dauerte immer noch fort. Frische Kräfte waren in die Feuerlinie vorgeschoben worden, und heldenmütig waren sie vorwärts geeilt, um den bedrängten, ermüdeten Kameraden zu Hilfe zu kommen. Ströme von Blut mußte es kosten; aber der Kampf mußte zu Ende geführt werden. . .

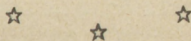
Ein Signal ertönte. Ein Teil des Zuges setzte sich wieder in Bewegung, darunter auch mein Auto mit den Wolldecken. Es ging weiter nach Westen gegen Bonnebeke, wo der Kampf um die Schützengräben vor sich ging. Da plötzlich hörte man lauten Jubel, ein Geheul, einen einzigen Freuden-
schrei, der sich bis weit hinter den Zug fortpflanzte. Was war das, das da plötzlich die Luft erfüllte? Niemand sprach es aus; aber wir verstanden es alle: der Sturm war gelungen!

Wir kamen auf freies Feld hinaus. Rechts und links donnerten die Kanonen; Kavalleristen sprengten in rasendem Galopp über das freie Feld — hier war es, wo der tödliche Kampf tobte. In atemloser Spannung hatte

ich mich erhoben. Der Unteroffizier aber nahm mich am Schlasittchen und duckte mich, ich weiß nicht, weshalb. Vielleicht nahm ich ihm die Aussicht, oder er hatte Angst, ich könnte aus dem Wagen fallen. Schließlich hielten wir hinter einem Hof, auf dem das Rote Kreuz in voller Tätigkeit war und wo wir unsere Decken abliefern. Ununterbrochen wurden die Verwundeten herangebracht; aber inmitten all dieser Schrecknisse des Krieges war es erstaunlich still. Zum ersten Male hatte ich Gelegenheit, zu sehen, wie die Verwundeten vom Schlachtfeld nach dem Verbandplage gebracht werden, und jetzt weiß ich: wenn es in den üblichen Kriegsberichten heißt, daß die Luft von dem Jammer und dem Geschrei der Verwundeten und Sterbenden erfüllt sei, so ist das stets Erfindung oder Irrtum. Es muß der rätselhafte Einfluß des Krieges sein, gepaart mit dem höchsten Grade von Männlichkeit, der den Leidenden die Lippen schließt.

Es folgte jetzt ein Angriff auf die Suppenschüsseln; ein hungriger Soldat, der beide Hände verbunden hatte, wurde von einem jungen Offizier gefüttert. Und dann folgte die Verteilung von Zigarren und Zigaretten, die sich die Leute voller Begierde anzündeten. Nun, da sie sich gestärkt hatten, lachten, plauderten und erzählten die Soldaten. Viele von ihnen waren mit dem Feind im Nahkampf gewesen; aber es war ihnen unmöglich, eine zusammenhängende Schilderung zu geben. Es fehlte ihnen an Worten, um die unerhörten Eindrücke wiederzugeben, die in diesen furchtbaren Augenblicken auf sie eingestürzt waren. Am meisten beschäftigte sie ihr Zusammenstoß mit den indischen Truppen. Wie Affen hingen diese asiatischen Soldaten in den Bäumen, und aus den Wipfeln heraus schossen sie. Sie kletterten hinauf und herunter und schlängelten sich überall durch, so daß man nie wußte, wo man sie vor sich hatte, und im Nahkampf stachen diese Teufel mit Messern. Als ich nach Brüssel zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß es zu ähnlichen Vorstößen auch an anderen Stellen längs des Oserkanals gekommen war, worüber große Begeisterung herrschte.

Magdeburgische Zeitung, Nr. 828, vom 7. November 1914.
(Nach dem Bericht eines Kopenhagener Berichterstatters in den „Politiken“.)



16. Die Kriegsschäden in Ostpreußen.

Über die barbarische Verwüstung russischer Horden in Ostpreußen teilte der Provinzialkonservator¹⁴ Professor Dr. Detleffen im Zentralblatt der Bauverwaltung folgendes mit:

Im Jahre 1410 brach zum erstenmal die slawische Flut über die Dämme, die abendländische Geistesbildung ihr errichtet hatte, in das Land des Deutschen Ordens hinein. Grauenhaft waren die Verwüstungen, die sie anrichtete; von 20 000 Dörfern, die der Orden innegehabt hatte, waren nur 3000 übrig,

und davon die meisten entvölkert und verödet; über 1000 Kirchen waren verwüstet. So folgenschwer dieser Einfall war, so gehört er doch heute ganz der Geschichte an. Nicht so der zweite, der Tatareneinfall des Jahres 1656. Von ihm lebt noch das Gedächtniß im Volke selbst. Nahezu drei Jahrhunderte sind nicht lang genug gewesen, um die Erinnerung an das Morden und Brennen jener Zeit aus dem Gedächtniß auch des einfachen Mannes zu verwischen, und noch heute erzählt man sich von der Tatarenzeit und davon, was damals Furchterliches geschehen und verübt worden ist. Dabei handelte es sich doch nur um einen verhältnismäßig kleineren Teil des Landes, um das Gebiet zwischen Paffenheim und Raguit. Aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges weiß das Volk die gleichen Schrecknisse nicht zu melden. So knüpft das Heute unmittelbar an jene Zeit des 17. Jahrhunderts an. Und wenn seit damals drei Jahrhunderte nicht ausgereicht haben, die Zeit des Schreckens aus der Menschen Gedächtniß auszulöschen, dann kann diesmal ein Jahrtausend dazu nicht genügen, so weit reichen die Verwüstungen, so grauenhaft und unmenschlich ist vielfach verfahren worden.

Im August rückten die russischen Armeen in die Provinz ein. Sie traten zuerst durchaus so auf, wie jedes Heer von guter Zucht in Feindesland, und man weiß sogar Rühmendes zu erzählen von der Fürsorge für Gefangene und Verwundete, von der Aufmerksamkeit gegen Frauen und der Achtung der friedlichen Bevölkerung und ihres Gutes. Nur zu schnell aber änderte sich das Bild. Nicht als Soldaten mehr, sondern als zügellose Horden jagten sie eine Flut des Entsetzens über das Land, und lange Jahre werden notwendig sein, bis es sich selbst mit der großzügig beabsichtigten Hilfe des Staates von dieser Zeit der großen Verwüstung wieder völlig erholt haben wird.

Die Leiden der Bevölkerung stehen auf einem besonderen Blatt. Hier soll nur von den Gebäulichkeiten die Rede sein. Bei deren Vernichtung ist man ganz planmäßig vorgegangen. Es ist, als wenn die Feinde mit einer dauernden Besetzung des Landes gar nicht gerechnet hätten und darum nur so viel wie möglich vernichten wollten, um wenigstens einen möglichst großen Schaden anzurichten. Sie kamen über die Grenze, jeder ein Bündel Zellstoffspäne im Ranzen, eigens fürs Brandlegen hergestellte Zünder. Die warfen sie in die Wohnungen und Gehöfte, unter das Bett, in das Stroh des Daches, in die volle Scheuer, in eigens gehäufte Späne, und ein Hof, ein Dorf, eine Stadt nach der anderen flammte auf. Rote Lohe und schwarzer Rauch kennzeichneten den Weg, den die Russen im Lande nahmen. Zuerst befahlen sie den Bewohnern zu räumen, ehe sie zündeten; aber gegen alle Bitten um Schonung waren sie taub. Es waren richtige Brandkommandos, die der Truppe voraus geschickt wurden. Sie gaben übereinstimmend an, daß die Brandlegung auf Befehl erfolge, und es wurde gesagt, daß die brennenden Häuser dem Heere anzeigen sollten, wie weit die Flügel gekommen seien. Bald muß aber die Freude am Sengen diesen Gesichtspunkt der Heer-



führung beiseite geschoben haben; denn übereinstimmend wird von den in letzter Stunde geflohenen Bewohnern erzählt, wie überall, soweit das Auge reichte, alles brannte, was Menschenhand errichtet hatte. Bis über dreißig gleichzeitige Brände sind an einigen Orten abends gezählt worden. Von der Käte des armen Mannes bis zu dem an Schätzen der Kunst und alten Überlieferungen reichsten Edelsitze, vom einfachsten Dorf bis zur wohlumfriedeten Stadt ist nichts verschont worden, woran die Brandfackel überhaupt geworfen werden konnte. Und was der Soldat nicht zerstörte, das wurde gestohlen und fortgeführt; was des Krieges Notwendigkeit nicht nahm, das wurde bewußt und absichtlich verdorben und vernichtet. Dabei spielte auch der blinde Zufall seine Rolle. In völlig verbrannten Dörfern ist hier und da ein Haus unverfehrt stehen geblieben; neben ganz verbrannten Gehöften liegen solche, die verschont geblieben sind. Ja sogar die großen Städte Tilsit und Insterburg sind trotz längerer russischer Besetzung von Zerstörungen fast völlig frei geblieben.

Stehen in den Städten fast überall wenigstens die starken Wände noch, so ist das bei den Fachwerk- und Holzbauten auf dem Lande ganz anders. Von den Mühlen liegen nur noch Reste des Gangwerks auf freiem Felde in einem Häufchen Asche. Die hölzernen Scheunen und Ställe sind ganz verschwunden, und von den Wohngebäuden ragt nur noch der Mittelpunkt des Hauses, der besteigbare, sogenannte polnische Schornstein, als einsamer, treuer Wächter in die Luft, umgeben von dem toten Ringe der verkohlten Bäume, die bisher mit dem wechselnden Jahre das Haus in Blüten und Früchten traulich umstanden. Von Granaten aufgerissene Löcher, verstreute Spuren von Infanteriegeschossen und Schrapnells, wie vom Sturme durch den Luftdruck der platzenden Artilleriegeschosse durcheinander gewirbelte Dachsteine auf den Dächern geben auch an den vom Brande verschont gebliebenen Gebäuden Kunde davon, wenn sie im Feuer gewesen sind.

Nicht aber Brand und Kugeln allein haben die Vernichtung von Hab und Gut besorgt. Es gab dafür ja auch noch andere Mittel. Man drang in die Häuser ein, in die Wohnungen, in die Läden und nahm zunächst alles, was man brauchen konnte, brachte fuhrtenweise fort, was an beweglicher Habe dafür geeignet und genügend wertvoll erschien. Und dann vernichtete man das übrige. Alle Behältnisse wurden geleert, alle vorhandene Habe zu wüsten Haufen gestapelt, die Räume möglichst verdorben, der Hausrat zerbrochen, zerschligt, zerschlagen. Und dann beschmutzte man endlich noch alles, jedes Stück und jeden Raum in jedem Hause der so heimgesuchten Orte in solchem Grade, daß er nur unter aufsteigendem Efel wieder betreten werden konnte. Man machte wirklich gründliche Arbeit! Ein Aufzählen der Orte verlohnt sich wohl nicht. Das ganze von den Russen berührte Gebiet, die Regierungsbezirke Allenstein und Gumbinnen in weitestem Umfange und erhebliche Teile des Bezirks Königsberg, sind gleichmäßig heimgesucht worden.

Auffällig ist, daß die Kirchen und Denkmäler in der Regel von der Zerstörung verschont geblieben sind. Selbst auf den Marktplätzen sonst ganz verbrannter Städte stehen die kleinen Kriegerdenkmäler völlig heil und frei wie bisher, heben die Gotteshäuser ihre hohen, roten Dächer über das Ruinenmeer empor. Oft danken sie die Schonung ihrer von der Feuerzone abgewandten Lage, wie in Verdauen und Domnau, oder dem großen Friedhofe, der auch inmitten des Dorfes den Brand von ihnen fernhielt, wie in Almenhausen und Abschwangen. Wo sie mitverbrannten, handelte es sich meist um in der Feuerlinie einer Schlacht liegende Orte, die Feind oder auch Freund in Asche legte, um den Gegner zu vertreiben; so in Soldau, Hohenstein, Neidenburg und Lyck.

Chronik des deutschen Krieges. — Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Rundgebungen.
I. Band. (C. F. Beck'scher Verlag, München.)

17. Die Schlachten bei Tannenberg und an den Masurischen Seen.

Schwer lastete der russische Druck auf Ostpreußen; aber die Stunde der Befreiung und der Vergeltung hatte geschlagen. Am 26. August bereitete sich das Verhängnis vor, und schon am 29. August konnte vom Hauptquartier berichtet werden, daß die deutschen Truppen in Preußen unter Führung des Generalobersten von Hindenburg die vom Narew vorgעהende russische Armee in Stärke von fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen in dreitägiger Schlacht in der Gegend von Gilgenburg—Ortelsburg geschlagen hätten und sie über die Grenze verfolgten.

Als der gewaltige Sieg des Generalobersten von Hindenburg auf der Linie Gilgenburg—Tannenberg—Hohenstein—Alenstein bekannt wurde, entfiesselte die Nachricht ungeheuren Jubel. Ein Sieg ohnegleichen war diese Schlacht bei Tannenberg, eine Waffentat, die nicht nur im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges, sondern auch in der Kriegsgeschichte aller Zeiten beispieellos dasteht. Rückblickend läßt sich heute über Hindenburgs Feldzugsplan folgendes sagen: Als das Herannahen der russischen Narewarmee in ihrer vollen Stärke bekannt geworden war, ergab es sich für Hindenburg ohne weiteres, daß hier zuerst eine Entscheidung herbeigeführt werden mußte. Er zog seine Truppen in Stärke von etwa 130 000 Mann zusammen und wandte sich mit ganzer Kraft gegen die russische Südarmee, die etwa die Linie Mawa—Willenberg erreicht hatte. Dies Gelände wäre aber den Deutschen für eine Entscheidungsschlacht nicht günstig gewesen, weil sie dann das ganze Wald- und Seengebiet östlich der Linie Alenstein, Hohenstein und Neidenburg im

Rücken gehabt hätten und eine südliche Umfassung des linken russischen Flügels unmöglich gewesen wäre. Unter Aufgabe eines Teils von Masuren ließ Hindenburg die russische Armee deshalb so weit vorrücken, daß sie das unwegsame Seen- und Waldgelände im Rücken hatte. In dreitägigem harten Kampf gelang es ihm, das russische Zentrum über Hohenstein und Neidenburg zurückzudrängen und den linken und rechten Flügel der Russen zu umklammern. So blieb ihnen nur der Rückzug durch das Wald- und Seengebiet, das die Vernichtung der Narewarmee herbeiführen mußte. Teile der russischen Armee versuchten fliehend zu entkommen; sie fanden vielfach ein schauriges Ende in dem See- und Sumpfgelände oder wurden, in den großen Wäldern verirrt, wie das Gros der Armee gefangen genommen. Von der 230 000 Mann starken Narewarmee wurden 125 000 gefangen, mindestens 40 000 waren in der Schlacht und auf der Flucht umgekommen, nur ein kleiner Rest entkam über die Grenze. Alle Geschütze, fast alle Maschinengewehre und Fahrzeuge blieben in der Hand des Siegers.

Nun wandte sich Hindenburg gegen die unter Führung des Generals Rennenkampff stehende russische Nordarmee, die während der Schlacht bei Tannenberg über Insterburg weiter auf Königsberg vorgerückt war. Er zwang sie östlich der großen masurischen Seen auf der Linie Nordenburg—Angerburg—Lözen zum Entscheidungskampf, in dem sie in blutigen Kämpfen vom 8. bis 11. September gleichfalls von Süden umfaßt und vernichtend geschlagen wurde. Am 14. September konnte Generaloberst Hindenburg dem Kaiser berichten:

„Die Wilnaer Armee ist durch die Schlacht an den Masurischen Seen und die sich daran anschließende Verfolgung vollständig geschlagen. Die Grodnoer Reservearmee hat in besonderem Gefecht bei Lych schwer gelitten. Der Feind hat starke Verluste an Toten und Verwundeten. Die Zahl der Gefangenen steigert sich, die Kriegsbeute ist außerordentlich. Bei der Frontbreite¹⁵ der Armee von über 100 Kilometer, bei den sich auf dieser ganzen Front und Tiefe abspielenden Kämpfen kann ich den vollen Umfang noch nicht melden. Einige unserer Verbände sind scharf ins Gefecht gekommen; die Verluste sind aber doch nur gering. Die Armee war siegreich auf der ganzen Linie gegen einen hartnäckig kämpfenden, aber schließlich fliehenden Feind.“

So hatte Hindenburg seine Aufgabe glänzend gelöst: zwei russische Armeen in Stärke von 500 000 Mann waren vernichtet; Ostpreußen war frei.

Nach Dr. Erhard Breitner.

(Kriegsbilder — eine zusammenfassende Geschichte des Weltkrieges 1914. Teil I.)

18. Ostpreußisch.

(29. August 1914.)

1. Ein Meldereiter, am Helm die Hand:
„Herr General — der Feind im Land!
Tausende von Kosaken!
Die Dörfer brennen, die Städte loh'n“ —
Der General winkt ab: „Schon gut, mein Sohn“
und steht mit steifem Nacken.
Kein Muskel spielt in dem Erzgesicht.
„Nur ein paar Tausend? . . . Das lohnt sich nicht.“

2. Ein Meldereiter in blutigem Hemd,
sein Ackergaul keuchend die Beine stemmt:
„Ostpreußens Bürger und Bauern
auf der Flucht, und der Feind hunderttausend rund!“
Starr steht der General, nur um Aug' und Mund
ein leises, lachendes Lauern.
„Gewehr bei Fuß. Es bleibt beim Verzicht.
Hunderttausend — die genügen mir nicht.“

3. Ein Meldereiter. — So reitet der Tod.
Ostpreußens Himmel wie Blut so rot.
„Heraus! Was bringst du dem Herrn?“ —
„Eine Sintflut Russen — eine viertel Million!“
In den Sattel schwingt sich der Führer schon
und donnert: „An die Gewehre!
Kinder, nun hab' ich die Ragen zuhauf!
Nun lohnt es, nun schmettert die Tagen drauf!“

4. Ein Meldereiter auf schweißendem Tier
durch Deutschlands Fluren ins Hauptquartier.
Wild schwingt er die Siegesreiser:
„Meldung aus Ostpreußen!“ — „Schnell — sie besagt?“ —
„Eine viertel Million Russen zum Teufel gejagt!“ —
„Das lohnt sich!“ lachte der Kaiser.
Und der Reiter, mit letzter Atemqual:
„Majestät, — ganz die Meinung — vom Herrn General.“

Rudolf Herzog.

19. Der Kriegsfreiwillige.

Nach einem wirklichen Vorgang aus den Ostkämpfen.

- Ein junges Blut steht stramm wie ein Pfahl,
Hacken zusammen, vorm General.
„Name? Wie alt?“ — „Fast neunzehn Jahr.“ —
„So, so! Nun erzähle mal, wie es war.
5 Wohl Kriegsfreiwilliger?“ — „Zu Befehl!“ —
„Hm! Nun erzähl!“ —
„Ich war als Kellner in Stellung und ging
freiwillig los, als der Krieg anfang,
wurde auch endlich angenommen
10 und ausgebildet sieben Wochen hindurch.
Dann sind wir vor den Feind gekommen
mit Erzellenz von Hindenburg.
Vor uns die Russen in Übermacht,
wir eingegraben. Es hat gekracht
15 von Maschinengewehren und Batterien,
Flieger surrten über uns hin.
Da lagen wir. Wie Raubtiertagen
schlug uns der Granaten eisernes Plagen.
Keinen Schritt vorwärts, keinen zurück,
20 unsere Füße stehen im blutigen Schlief.
Und keine Hilfe. Wir sind allein,
weit vorgeschoben — ganz allein.
Der Hauptmann fällt. Die Leutnants liegen
in Blut und fehen. — Der Feind soll siegen?
25 Wer hat das Kommando? — Ein Vizefeldwebel
springt und ruft und hebt den Säbel
und fällt, noch röchelnd: Vorwärts! Vorwärts!
Uns steht das Herz:
Keinen Chargierten¹⁷ mehr —
30 und alle Patronentaschen leer —
ganz zerschossen die Kompagnie —
und der Feind rückt an!
Da denk' ich: Weichen? Zurückgehn? — Nie!
Helfe, wer kann!
35 Auf spring' ich. Tot liegt der Hauptmann im Graben.
Seinen Degen, den muß ich haben.
Den reiß' ich heraus, er blizt in der Sonne —
Leute, ich führe die Kolonne!
Sprung! marsch! vorwärts!

- 40 Das gibt ein Klettern, ein Klirren, ein Fluchen;
alle heraus aus dem Schützengraben.
Aber Patronen müssen wir haben! —
Niederwerfen! Patronen suchen! —
Rings ist das Feld von Brüdern besät,
45 die der eiserne Hagel niedergemäht.
Gern geben die Wunden, gern geben die Toten
aus ihrem Vorrat die tödlichen Boten.
Habt ihr? — Feuer! — Nur ruhig zielen!
Einen trifft's doch von den vielen, vielen.
50 Vorwärts! Entgegen dem feindlichen Stoß!
Hurra! Hurra! Und drauf und los!
Wenn auch die blutigen Bäche rinnen —
aushalten! Zeit und Boden gewinnen! —
So hielten wir, bald stürmend, bald wehrend,
55 die Russen auf, ihre Reihen verheerend
ohne Artillerie, sechs Stunden und mehr —
eine Kompagnie — und vor uns ein Heer.
Sechs Stunden im Feuer wir hielten den Platz,
und — endlich! — am Abend kam Entsatz.
60 Todmüde schliefen wir dann die Nacht,
andere haben für uns gewacht.
Aber im Traum hört' ich noch immer
das surrende Säusen, das Todesgewimmer.“
- — — — —

- Der Junge steht stramm wie ein eichener Pfahl,
65 in tiefen Gedanken der General.
Der legt seine Hand auf die Schulter des Helden:
„Morgen wirst du dich wieder melden
vor der Front bei mir,
aber mit Tressen als Unteroffizier!
70 Und das Eiserne Kreuz verbürg' ich dir.
Wegtreten!“ — Ein Ruck, daß die Diele kracht. —
Und morgen geht's wieder in die Schlacht.

J. Ahlmann, Gr. Mansdorf. (Hamb. Nachr.)

20. Aus den Kämpfen in Masuren.

In ganz Deutschland hat die Nachricht von dem großen Siege in der Winterschlacht in Masuren die Herzen höher schlagen lassen; aber wohl wenige daheim wissen Einzelheiten über ihren Verlauf und über die Leistungen der Truppen, die uns den beispiellosen Erfolg sicherten. Das

... Armeekorps bildete den äußersten Umsassungsflügel der Armee, die Ostpreußen vom Feinde befreien sollte.

Am 8. Februar, in den ersten Morgenstunden, trat unsere Division, die den äußersten linken Flügel bildete, den Vormarsch an. Der starke Schneefall der vorhergehenden Tage und ein am 6. Februar einsetzender riesiger Schneesturm hatten die Wege ungangbar gemacht. Obgleich die Geschütze und andere Fahrzeuge auf Schlittenkufen gesetzt und die schweren Bagagefahrzeuge durch Schlitten ersetzt wurden, bildeten die tief verschneiten und vereisten Hohlwege fast unüberwindliche Hindernisse. Bald stieß auch die Vorhut in den ausgedehnten Grenzwaldungen südlich der Memel auf den Feind — meist Kosaken mit einigen Maschinengewehren und Geschützen, die ohne große Mühe vertrieben werden konnten. Am Abend überschritten die vordersten Teile der Division die Grenze; wir betraten zum ersten Male russischen Boden. Die Grenze war in dem verschneiten Gelände nicht zu erkennen, dafür zeigten uns aber die Bewohner der mit Vieh und Vorräten reichlich versehenen Höfe, daß wir in einem anderen Lande waren; denn in Preußen hatten die Russen das von ihnen besetzte Gebiet vollständig zur Wüste gemacht. So mußte auch die Hauptmasse der Division die eisige Nacht unter freiem Himmel im Walde und in den Ruinen einst blühender Dörfer verbringen.

Am frühen Morgen des 9. Februar wurde der Vormarsch fortgesetzt. Unsere Marschstraße führt uns an einem Flüggen mit steilen, völlig vereisten Ufern entlang, das auf viele Meilen die Grenze zwischen den beiden Reichen bildet. Vor uns und in der linken Flanke hatten wir das russische Kavalleriekorps Leontiew, das unseren Vormarsch zu verzögern suchte. Viel hemmender aber war das Gelände; es fließen von Osten her zahlreiche Bäche, deren schluchtartige Betten mit den steilen, vereisten und verschneiten Hängen uns immer wieder schier unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten. Geschütz für Geschütz, Fahrzeug für Fahrzeug mußten hier mit Hilfe unserer braven Pioniere an Seilen herabgelassen und auf der anderen Seite wieder heraufgezogen werden. Und dabei galt es, durch schnellen Vormarsch den Feind zu überraschen, ihm den Rückzug zu verlegen. Endlos lang wurde die Marschkolonne, aber „vornwärts!“ hieß es für alle, und was die Hindernisse überschritten hatte, eilte nach vorn, um den Anschluß wieder zu erreichen. Aber die Nacht brach herein, und wir waren noch meilenweit entfernt vom Ziel. Der östliche Horizont war erleuchtet von brennenden Dörfern, ein sicheres Zeichen, daß der Feind bereits im Rückzuge war. Da galt es, mit eiserner Energie die ermatteten Truppen vorwärts zu treiben, und die ganze Nacht hindurch wälzte sich die Marschkolonne, oft in Reihen vorwärts stampfend und gegen den eisigen Südostwind mühsam ankämpfend, dem Ziele zu. Die fast übermenschlichen Anstrengungen sollten belohnt werden. In den ersten Morgenstunden erreichten wir W., das — gleichzeitig von Westen her durch die Nachbardivision angegriffen — mit stürmender

Hand genommen wurde; über tausend Gefangene fielen in unsere Hände. Der Feind war nach Süden geflohen und sandte uns seine eisernen Grüße in die Stadt, in der die Truppen einige Stunden ruhten. Am Nachmittag setzte die Division den Vormarsch fort. Die an allen Ecken brennende Stadt beleuchtete uns zunächst den Weg, und schon nach wenigen Kilometern — die Dunkelheit war bereits angebrochen — stießen wir wieder auf den Feind, der in drei hintereinander liegenden Stellungen mit starken Kräften stand. Fast schien es, als ob sich auch die Natur mit den Russen verbündet habe, um dem Eindringling den Weitermarsch zu verwehren. Der eisige Ostwind benahm fast den Atem, die Kälte ließ die Glieder erstarren, und die Haut flete an den Eisenteilen der Gewehre. Aber die unvergleichliche Tapferkeit der Truppen wurde aller Hindernisse Herr, und die ersten Morgenstunden sahen uns im Besitze der feindlichen Stellungen. In regelloser Flucht war der Feind, eine ganze Reserbedivision, entwichen; die genommenen Schützengräben lagen voll von Toten, und Tausende von herumliegenden Gewehren zeigten uns die Größe des Erfolges. Zwar hatten auch unsere Truppen gelitten, und manch armer Verwundeter mag der grimmigen Kälte erlegen sein. Aber das erhebende Gefühl des Erfolges trieb alles weiter; am Abend erreichten wir eine kleine polnische Stadt an der Bahn Berlin—Petersburg, wo den Truppen endlich wieder einmal eine kurze Nachtruhe gegönnt werden konnte. An 1000 Gefangene und viel Material, darunter große Flugzeuge, waren die Beute des Tages. Am 12. und 13. Februar marschierten wir mit frischen Kräften weiter, und nun begann der interessanteste Teil der Tätigkeit der Division. Der Feind war auf Augustow und Suwalki zurückgeworfen worden und suchte durch die großen Waldungen südöstlich dieser Städte in Richtung Grodno unter dem Schutz dieser großen Festung zu entkommen. Der Division fiel nun die Aufgabe zu, ihm den Rückweg zu verlegen. Hierzu mußte sie in Eilmärschen in den Rücken des Gegners marschieren, um ihm das Heraustreten aus den Wäldern zu verwehren. Der Marsch führte uns durch endlose Waldungen, an festgefrorenen Seen vorbei, über Kopziowo, von wo wir nach Süden auf Szopozkim abbogen. Auch hier war das Wetter wieder gegen uns. Plötzlich eintretendes Tauwetter zwang dazu, an Stelle der bisher mitgeführten Schlitten wieder Wagen einzustellen, die in aller Eile im Lande beigetrieben werden mußten; aber nichts konnte uns aufhalten. Um schneller vorwärts zu kommen, wurden ein paar hundert Infanteristen auf beigetriebenen Wagen vorgeschickt, und bereits in der Nacht vom 15. zum 16. Februar wurde Szopozkim erstickt. Hier war die Bagage eines ganzen russischen Armeekorps versammelt worden, die nun in unsere Hände fiel. Der Morgen zeigte uns ein einzigartiges Bild. Hunderte von Fahrzeugen, Bagagen, Maschinengewehre, Munitions-, Sanitäts- und Proviantwagen und dergleichen mehr standen in einem wüsten Durcheinander auf dem Marktplatz des Städtchens und in den Straßen. Dazwischen Hunderte von Pferden, teils angespannt,

teils losgerissen, tote Russen, Pferdekadaver, brüllendes Vieh; hindurch tönten die Kommandos unserer Truppen, die versuchten, Ordnung in das Durcheinander zu bringen und die reiche Beute zu bergen. Manch interessanter Fund wurde dort getan, „Andenken“, die sich die Russen aus Preußen mitgenommen und die nun wieder ihren Weg zurückfanden. Doch ohne Aufenthalt marschierte die Division weiter, über Golyńska auf Lipsk, wo eine Brücke über den Bobr dem Gegner noch einen Ausweg bot. Unterwegs wurden noch viele Hunderte von Fahrzeugen erbeutet und eine ganze Batterie Feldhaubitzen im Sturm genommen. Am Abend erreichte der Vortrab Lipsk; der Ring wurde damit geschlossen.

Am 18. Februar erfolgte der erste schwächliche Versuch der Russen, den eisernen Ring zu durchbrechen; er wurde müheelos abgewiesen. Um so ernster war aber der Kampf am 19. Februar, wo weit überlegene feindliche Kräfte durch einen auf Bogathri geführten Massenstoß nach Grodno durchzubrechen suchten. Auch dieser Versuch scheiterte an der Standhaftigkeit unserer Infanterie und im Feuer unserer Batterien, die auf wenige hundert Meter mit jedem Schuß Gassen in die dichten Reihen der vorstürmenden Russen mähten.

In dieser Zeit waren auf beiden Flügeln die Nachbartruppen herangerückt; das Netz schloß sich immer enger um die in dem Walde steckenden russischen Korps. Der 21. Februar brachte die Entscheidung. Von allen Seiten drangen unsere Truppen vor, und am frühen Nachmittag war das Schicksal der eingekesselten Russen endgültig entschieden. Die ihnen zugedachte Hilfe kam zu spät. In dem Augenblick, wo anderthalb Armeekorps mit ihren Generalen sich in die Gefangenschaft begaben, erfolgte von Grodno her der Stoß des zum Entsatz herbeigeeilten zweiten Armeekorps in Richtung Golyńska, gerade in dem Rücken der Division. Die Lage war ernst; noch war die ganze Kraft der Division nach Westen hin eingesetzt, und nur vier schwache Kompagnien bei Golyńska waren verfügbar, um den mit Entschiedenheit geführten Stoß der frischen Massen abzuwehren. Aber auch nur einen Augenblick schwankte das Ringlein der Wage. Kurz entschlossen warf der Divisions-Kommandeur alle verfügbaren Batterien dem neuen Gegner entgegen. Auf nächste Entfernung vor dem Feinde wurden sie in Stellung gebracht und mähten die russischen Reihen nieder. Gleichzeitig hatte auch die gesamte jetzt frei gewordene Infanterie fehrtgemacht und sammelte sich zum Stoß gegen die feindliche rechte Flanke. Die Russen hielten nicht stand; die Reihen begannen zu wanken. Unter schwersten Verlusten stürmten mit der einbrechenden Dunkelheit die geschlagenen Trümmer zurück unter die schützenden Mauern der Festung. Das Schicksal der russischen 10. Armee war damit entschieden. Noch ahnten wir nicht, welche Folgen der Sieg haben würde. Erst im Laufe der nächsten Tage stellte sich heraus, daß neben den mehr als 100 000 Gefangenen unübersehbare Mengen an Kriegsmaterial in unsere Hände gefallen waren. Hat doch die Division

allein in wenigen Tagen 88 Geschütze, etwa 30 Maschinengewehre, gegen 1000 Fahrzeuge aller Art, darunter mehrere hundert voll beladen mit Munition, wegbesördert und mehr als 15 000 Gefangene gemacht.

Mit nicht weniger als sechs russischen Armeekorps sowie mehreren Reserve- und Kavalleriedivisionen hat die Division im Verlaufe weniger Wochen gekämpft und ist immer siegreich geblieben. Mit Stolz darf jeder einzelne Angehörige der Division daher behaupten, daß auch er seinen Teil beigetragen hat zum Gelingen des großen Schlages; war doch scheinbar Unmögliches verlangt und auch geleistet worden.

Hermann Stille, Rittmeister d. R.

(Unterhaltungsbeilage der Täglt. Rundschau, Nr. 87, vom 16. April 1915.)

21. Held Hindenburg.

1. Wie klingt ein Name hell und laut,
mit einem Male uns vertraut
wie Klang aus alten Tagen,
da Blücher unser Retter war,
ein Jüngling noch mit weißem Haar,
mit Wagen und mit Schlagen!

2. So wendet sich ein jeder Blick
auf einen, den uns das Geschick
in harter Zeit gegeben.
Den gestern keiner noch gekannt,
der Beste heut' im Vaterland:
Held Hindenburg soll leben!

Endwig Thoma.

22. Osterbrief aus Rußland.

Osterglocken hallen über das von den Deutschen besetzte polnische Land. Die Knospen der Erlen, Weiden und Pappeln an den zahlreichen Bächen der wasserreichen Rawka-Niederung färben sich braun, und ein blauer, von wunderlichen weißen Wolkenslocken besetzter Himmel spannt sich über die nur von wenigen niedrigen Hügelwellen bewegte Ebene.

Grau und verwittert, mit grauem, verwittertem Strohdach, stehen die niedrigen, dumpfen Holzhütten der langgestreckten Dörfer zu beiden Seiten der Straße. Kaum unterscheiden sie sich von der braunen, leider vielfach noch ungepflügten Ackerfrume. Nichts Heiteres, Farbenfrohes leuchtet aus dieser eintönigen, melancholischen Landschaft. Ja, die bunten Röcke der Weiber und die ebenso bunten Hosen der Männer, die so grell-orange, hoch-

rot, dunkel-violett, tief-blau und satt-grün gestreift sind, verstärken nur den düster-fremden Eindruck dieses armseligen Bildes.

Vier Monate haufen nun die Deutschen unangefochten in diesem Lande. Mancher Mutter verwöhnter Sohn sah zuerst mit schreckhaft erstaunten Augen in diese fremde Welt, wo Jungfrauen wie Großmütter und kleine Mädchen wie erwachsene Frauen in denselben buntgestreiften Stoff gekleidet gehen, wo Sohn und Tochter, Vater und Mutter dieselben langschäftigen Männerstiefel tragen, wo alle Tag und Nacht zusammen in einer Stube leben, und wo auch sonst so vieles anders ist als daheim im deutschen Vaterland. Aber nicht lange dauert es, da ändert sich unter dem deutschen Einfluß das äußere Bild.

Deutsche Wegebauer ebenen die Straßen und machen sie gangbar. Polnische Bauern nehmen, halb aus Zwang, halb des Verdienstes wegen, den Spaten zur Hand, um die endlosen, unergründlichen Pfügen und Schlammstreifen zu beiden Seiten der Straße zu durchstechen, regelrechte, sorgfältig angelegte Gräben zum Abfluß des Wassers zu ziehen und Straßenböschungen nach deutscher Art zu bauen. Wo ihre Kraft nicht ausreicht, helfen russische Gefangene, froh, der gefährlichen Nähe der deutschen Kugeln entrückt zu sein, unter der Aufsicht weniger deutscher Landsurmmänner diese unendlich wichtige Kulturarbeit verrichten.

Überall, wo deutsche Soldaten wohnen — und sie wohnen in jedem Ort und in jeder Hütte —, öffnen sich zum erstenmal seit langer Zeit die kleinen Fenster der Frühlingsluft, die frisch und reinigend die Dampfsheit aus den engen Stuben jagt. Wo noch eine Glascheibe im Fenster ist — es sind deren nicht allzuvielen, denn meist müssen Pappe, Holz oder Stroh die Fensterscheiben ersetzen —, regen sich fleißige Hände, sie zu putzen. Der alte Schmutz der Stuben wird ausgefegt, schiefe Türen werden eingehängt, wacklige Tische gestützt. Und immer näher rückt die Osterzeit, immer freundlicher lacht die Sonne. Deutsche Barbaren bringen die dumpfen Betten heraus, um sie zu klopfen und zu sonnen. Kopfschüttelnd sieht der polnische Bauer, die Bäuerin ihrem Treiben zu, erst erschrocken und ängstlich, aber allmählich geht es wie eine Ahnung eines künftigen, besseren Daseins durch ihre dumpfen Seelen. Deutsche Malermeister in feldgrauen Röcken streichen die grauen Wände der Stube blütenweiß. Der Weg von der Haustür bis zur Straße wird mit frischem gelben Sand belegt. Wo eine Hütte ihre Vorderseite der Straße zuehrt, verschwinden die unvermeidlichen Pfügen; deutsche Barbaren bringen Muttererde herbei und legen einen Vorgarten an. Da Holz nicht vorhanden ist, wird das abgegrenzte Gartenstück zierlich mit Feldsteinen umlegt. In der Mitte des Gärtchens entsteht meist ein kleines Rondel, in dem Rondel eine kleine Gruppe Fichten oder ein — Denkmal! Damit das Rondel sich auch wirkungsvoll abhebe, werden die Feldsteine, die es umgeben, mit weißer Kalkbrühe besprengt. Und da Mutter Natur den eben geschaffenen Vorgarten nicht so schnell mit Pflanzen und

Blumen schmücken kann, holen sich diese Barbaren junge Kiefern aus den nahen Wäldern und bauen sich mit ihrer Hilfe eine deutsche Laube.

Vier Monate liegen die Munitions- und Trainkolonnen, die ihren schweren Dienst hinter der eigentlichen Schlachtfront unverdrossen versehen, in denselben Quartieren; ist es da ein Wunder, wenn sie es nicht mehr aushalten in all dem Wust von Schmutz und Dürstigkeit?

Wer jetzt diese polnischen Orte an der großen Heerstraße durchwandert, durchreitet oder durchfährt, dem füllt sich das Herz vor Staunen, wie unsere Leute überall, wo sie hinkommen, einen Schimmer deutscher Sauberkeit und deutscher Gemütlichkeit aus dem Nichts hervorzuzaubern wissen. Und die kleinen polnischen Mädchen, die in ihren buntgestreiften Röckchen so unendlich drollig aussehen und so niedlich plappern, und die zigen polnischen Jungens, die erst in ihrem späteren harten Leben so verdumpfen und jenen trügen Gang und den feindselig scheuen Blick bekommen, den sie im Alter ohne Ausnahme zeigen, freuen sich der fremden Gäste.

So haufen die Pickelhauben im polnischen Land; und daß sie daneben ihren Quartierwirten mit deutschen Militärgespanssen Dung auf die Äcker fahren und ihnen die Felder bestellen helfen, das ist für unsere Feinde nur ein Grund mehr, uns mit Stumpf und Stiel von dieser Erde hinwegzufegen.

Aber nicht nur der deutsche Wille, die deutsche Sentimentalität und die deutsche Gemütlichkeit sprechen zu dem, der die gewaltige Kriegsmaschine, die täglich vor, in und mit uns arbeitet, mit offenem Auge betrachtet. Schöner noch offenbart sich die deutsche Religiosität und das deutsche Gottvertrauen.

Es ist schwer zu beschreiben, wie sehr der Krieg das religiöse Gefühl gehoben und vertieft hat. Ich hatte das Glück, am ersten Osterfeiertag nachmittag dem Feldgottesdienst in der Kirche des Ortes Mackow bei Skierniemice beizuwohnen zu können. Mancher stand da in dem kleinen Gottes Hause, der daheim seit langen Jahren keine Kirche mehr betreten hatte. Der Schrecken und das Grauen des Krieges führte ihn wieder zu seinem Gott zurück. Alte Männer mit durchfurchtem Gesicht und schon merklich gebeugtem Rücken, in das alles gleichmachende graue Soldatentuch gekleidet, standen neben frischen, blühenden Männergestalten in den besten Jahren, und nur selten einmal tauchte das knabenhafte Gesicht eines Kriegsfreiwilligen aus der Menge der alten Familienväter hervor. Alle standen da mit ernsten Augen, einer fremd dem andern, denn jede Abtheilung konnte nur wenige Leute entsenden, aber doch alle geeint von demselben Geist. Manchen, ja vielen von ihnen mochte der Gedanke an Weib und Kind und an die ferne Heimat in diesem Augenblick mächtig das Herz bewegen.

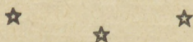
Endlich erschien der kommandierende Oberst und hinter ihm der Feldgeistliche, und die kleine Orgel, von einem Feldgrauen zum Klingen gebracht, setzte ein: „Jesus, meine Zuversicht!“ Nicht wie ein altes, oft gehörtes Kirchenlied, sondern wie ein aus dem Geist und der Not der Zeit geborenes Gebet klang es kraftvoll und aus tiefster Brust aus Hunderten von rauhen

Männerfehlen und bekam für viele einen neuen, trostvollen Inhalt und neues, herzerhebendes Leben.

Bunt prangte der Altar in grellen, ungewohnten Farben, und ein kleines, etwa fünfjähriges polnisches Mädchen, wohl das Töchterchen des Kirchendieners, kauerte in seinem gestreiften Röckchen vor den Stufen und blickte fragend und mäuschenstill auf die vielen ernsten, fremden Männer. Hin und wieder klirrte ein Sporn oder ein Säbel; dann fing der Geistliche an zu sprechen. Ein heldischer, tröstender, anfeuernder Geist sprach aus den Worten des Predigers, der dem Bibelwort von dem wahrhaftig auferstandenen Jesus eine tiefergreifende, lebendige Deutung gab, so daß alle das schmutze Kirchlein, dessen Turm in den vorangegangenen Kämpfen einer Granate zum Opfer gefallen war, innerlich gestärkt und erhoben verließen. Hinter ihnen aber füllte der Klang der Orgel noch lange den sich langsam leerenden Kirchenraum:

Wir loben dich oben, du Lenker der Schlachten,
und flehen, mögst stehen uns fernerhin bei,
daß deine Gemeinde nicht Opfer der Feinde!
Dein Name sei gelobt. Herr, mach' uns frei!

Julius Nauf. (Unterhaltungsbeilage der Täg!. Rundschau, Nr. 95, vom 26. April 1915.)



23. Im weißen Schnee.

Gegen Belgier, Engländer, Franzosen habe ich bereits gekämpft. Daß ich nun aber auch noch die Russen vor das Gewehr bekomme, hätte ich nicht so leicht gedacht, und doch stehe ich vor der Tatsache, so wahr ich in den Karpathen in der Wohnung eines „Panje“ sitze, der, entsetzlich schmutzig, mit strähnigen Haaren auf dem Ofen vor mir hockt und die Reste einer Fleischkonservenbüchse gierig vertilgt. Außerdem leisten mir noch andere Genossen Gesellschaft: ein tolpatschiges Rälblein, eine Schar Hühner, die es sich neben einem wohlgenährten Schweine gemütlich gemacht hat; dazwischen viel zarte Kindelein zwischen 2 und 8 Jahren und eine barsüßige Urgroßmutter von mindestens 150 Wintern, deren linke Hand die Spindel hält, während die rechte verzweifelt an dem versägten Flachse zerrt. So ähnlich und noch etwas buntschедtiger ist die Umgebung, in der ich zurzeit mein Quartier aufgeschlagen habe.

Karpathen! Draußen liegt die schneeverwehte Berglandschaft im dichtesten Schneegestöber. Die Tannen haben sich zierlich und geschmackvoll in Hermelin gehüllt, stehen so feierlich da und gewähren fast feindselig den sinken Goldammern Obdach, die dann und wann laut zwitschernd auffliegen, um sich hier oder dort über ein wenig Nahrung herzumachen. Laut krächzend flattert eine Krähe daher, die sich recht kräftig von der weißen Decke abzeichnet. Sie hackt trostlos im Schnee herum und schüttelt das weiße Haupt

ob des bösen Winters. Zu mir hernieder schaut ein mächtiger Bergkegel; Laub- und Nadelhölzer umwinden seine breiten, ausgedehnten Halben. Nimmt man das Fernglas, so entdeckt das Auge dunkle, braunrote Streifen an den Waldrändern — russische Schützengräben. Von dort surren und summen die Kugeln zu uns herunter, als wollten sie uns höhnen und sagen: „Kommt doch herauf, wenn ihr Lust habt!“

Ja, solch ein Krieg in den Bergen ist doch ganz anders als auf ebenem Gelände, zumal im Winter. Da gilt es, vereiste Wildbäche zu überqueren, tiefe Schlüfte, in denen man bis an die Brust im Schnee verschwindet, steile Höhen zu erklimmen unter dem Hämmern und Peitschen feindlicher Geschosse. Nur vorwärts! heißt es, und der Schweiß läuft wie im Hochsommer am Körper herunter. Dann folgt stundenlanges Warten, wo dich der Frost packt und deine Kinnladen wie Maschinen aufeinander schlagen; oder es gilt gar, Tage und Nächte im Freien zu kampieren. Da gibt's trübe Augenblicke und finstere Stunden, wo sich kein Hoffungsstern blicken lassen will. Nur das eine hält dich noch aufrecht: „Durchhalten und die Zähne aufeinander beißen; es muß doch Frühling werden.“

Im Vaterlande zeigen sich jetzt schon die ersten Schneeglöckchen, die zaghaft, aber doch hoffnungsvoll den Frühling einläuten. Hier ist noch nichts davon zu sehen, es sei denn, wenn die Sonne einmal recht warm und schön scheint und ein prächtig blauer Himmel sich über den Bergkämmen ausbreitet. In solchen Tagen kreischt auch der Häher im Tann und läßt sein festliches Gefieder in der Sonne leuchten. An solchen Tagen preist man die Schöpfung ob ihrer erhabenen Schönheit, und ganz still wird man, wenn sich gegen Abend die Wolken in Rosa und Blauviolett tauchen und das weite Gebirge in einer Farbenpracht sondergleichen auflöht. So soll man neben all den Strapazen und all dem namenlos Beschwerlichen auch noch Sinn für das Großartige in der Natur haben, und diese Augenblicke muß man in schwerer Zeit doppelt und dreifach zählen, um daran zu zehren und damit die weniger schönen Stunden auszugleichen.

Quartiertage bedeuten für uns jetzt Festtage! Nach dem Leben in Schnee- und Erdhöhlen freut man sich wie ein Kind auf den galizischen Herd. Dieser nimmt den vierten Teil der Stube ein; er hebt sich besonders dadurch hervor, daß er keinen Schornstein besitzt, so daß der Rauch ungefähr $1\frac{1}{2}$ m über dem Lehmbooden in dichten Schwaden einherzieht und es „volle Deckung nehmen“ heißt, wenn man nicht dem Tode des Erstickens oder einem schmachvollen Reuchhusten anheimfallen will. Den „Panje“ oder die „Matka“ stört das nicht; die wärmen sich an dem schwelenden Feuer, essen „Krumpfs“ (Kartoffeln), trinken „Milka“ (Milch) dazu und stürzen sich auf die Reste von Lebensmitteln, die wir hinterlassen. Mit ihrer Einquartierung sind sie ganz zufrieden, denn Holz und Stroh wird ihnen bei Heller und Pfennig bezahlt.

Neulich war ich bei einer jüdischen Familie in einer winzigen Hütte zu Gäste, die deutsch sprach. Zu meinem maßlosen Erstaunen entdeckte ich ein

Bücherbrett voll hebräischer Schriften. Bald stand denn auch der kleine 10jährige Schriftgelehrte vor mir, der glückstrahlend ob meines Interesses sogleich einiges aus dem Talmud¹⁸ vorlas, anfangs leise, später laut und eifrig, während seine Eltern freudig bewegt ihrem Sprößling zuhorchten. Er erzählte mir, daß er seit Jahren wöchentlich ein paar Stunden ins nächste Dorf ginge, wo ihn ein alter Rabbiner im Deutschen, Russischen, Polnischen und Hebräischen unterrichtete. Die Russen, die vor nicht allzu langer Zeit im Dorfe gewesen waren, hatten seinen Eltern und ihm übel zugefetzt und die letzte Ruh weggetrieben. Dagegen waren die ruthenischen Familien von den „Rußkis“ gut behandelt und bezahlt worden. So scheinen die Russen an allen Orten nach diesem Grundsatz zu handeln und den Aufruf des Zaren „An meine lieben Juden“ in ihrer Art auszulegen.

Auf die holden Annehmlichkeiten, die Galizien uns Soldaten in bezug auf ein ruhiges Schlafen, auf Pflege der Hände und Füße und allgemeine Körperpflege bietet, will ich nicht näher eingehen; davon ist in Feldpostbriefen genügend die Rede. Am besten wären diese Leiden mit der bekannten Weise abgetan: „Es kribbelt, es krabbelst, es juckt und es zuckt!“

Ein Segen ist's, daß der Humor nicht ausgeht. Vor einigen Tagen stand ich neben einem Leutnant im Kugelregen, der links, rechts, unten und oben in die Bäume um uns herum einschlug und ganze Wolken von Schnee auf uns herabwehen ließ. Es war ziemlich toll; trotzdem piffte der Leutnant ganz gelassen eine bekannte Melodie.

Ein andermal hielten wir eine Scheune besetzt; sobald sich eine Helmspitze von uns an den Fenstern blicken ließ, setzte ein lebhaftes Salvenfeuer der Russen ein. Da sagte einer zu mir: „Herr Feldwebel, wie in der Schießbude auf der Magdeburger Messe; Sie wissen doch: Herr Doktor wollen mal schießen?“ Ich ließ später einen einzelnen Helm aufstellen, und wir freuten uns wohlgedeckt ob des armen Helmes, der, von Geschossen durchbohrt, wie von der Tarantel gestochen umhersprang. Die Russen haben zwei Ersatzbatterien von uns erobert, hieß es neulich; gemeint waren zwei elektrische Taschenlampen-Batterien. Das sind immer wieder kleine Aufheiterungen, die auf die Truppe belebend und aufmunternd wirken.

Gestern abend schanzte und buddelte meine Kompanie. Wie die Maulwürfe waren meine Leute verschwunden, nachdem sie erst einmal gehörig über die oberste harte Eisrinde geflucht hatten. Denn dann kam lockere Erde, und bald sah man nur noch das Auswerfen der Erde nach beiden Seiten. Ich überzeugte mich so gegen 1 Uhr nachts vom Fortgang der Arbeit und hörte zwischen dem Schaufeln und harten Klingeln der aufstoßenden Spaten die leisen Töne einer Mundharmonika. Anfangs wollte ich ärgerlich werden; dann aber lauschte ich den sanften, vollen Akkorden, die aus der Erde herauf verschwommen und wie traumverloren zu mir drangen: „Schatz, ach Schatz, reiß' nicht so weit von mir“. Ich sumnte die Melodie mit und gedachte der frohen Wandertage, an denen ich unser ge-

liebtes Deutschland mit Sang und Klang durchstreift hatte. „Im grünen Alee, im weißen Schnee“ — wie oft waren wir als Soldaten mit diesem Liede aus der alten, trauten Garnison zu Übungsmärschen und Manövertagen ausgerückt! Und jetzt spielte einer die liebe Weise, und lange hörte ich hinaus in die mondhele Nacht, in der die Töne sich langsam und locker auflösten und wie ein Gebet zum sternbesäten Himmel drangen. Die Tannen warfen bläuliche, lange Schatten; hinten fern lag über einer Berglehne ein rötlicher Feuerschein, wohl von irgend einem angebrannten Hause; vor mir in einer kleinen Schlucht stand ein einfaches Holzkreuz: „Hier ruht in Frieden unser lieber Kamerad“. Dichte Helle spinnt der Mondschein um den Rand des Grabes, und ich denke an vier Augen, die um den toten Helden weinen, im weißen Schnee fern der Heimat. — Soldatenlos, Soldatentod! — Mählich ist meine freie Zeit abgelaufen, von neuem heißt es: „Hinauf, hinauf in die Berge“. Unsere Aufgabe ist keine leichte, und wenn meine verehrten Leser von den Kämpfen in den Karpathen lesen, so mögen sie auch all der schweren, schweren Stunden in Kälte und Nacht gedenken, die unseren Erfolgen im schwierigen Waldgebirge vorausgehen, und mit uns hoffen und ausharren. Wir werden es schaffen, das walte Gott!

† Karl Storch. Vom selbigen Buchhändler — Stimmungsbilder, Briefe, Karten.
(Grenzische Verlagsbuchhandlung, Magdöb.) (Gefürzt.)

24. Aus den Kämpfen in den Karpathen.

Ein Offizier eines Feldartillerie-Regiments berichtet in Briefen an seine Eltern folgendes:

Unser letztes, dreitägiges Gefecht vom 3. bis 5. Februar war herrlich, besonders da wir mit der I. Batterie etwas Ordentliches dabei geleistet haben. Unsere Infanterie hatte die Russen angegriffen, ohne die Artillerie abzuwarten, wurde von Maschinengewehren furchtbar zusammengeschossen und mußte sich auf den Paß 883 zurückziehen, um wenigstens diese Stellung zu halten. Jetzt wurden wir zur Hilfe geholt. Ein österreichischer Artillerie-Major bei unserer Division erklärte es für unmöglich, mit Geschützen bei diesem Schnee auf die Höhe zu kommen; aber es mußte gehen. Bis Tarussalu kamen wir leidlich; dann ging's auf schmalen Pfaden steil aufwärts, wobei uns häufig das Bett eines vereisten Baches als Weg diente. So brachten wir nach 8 Stunden mit 12 Pferden ein Geschütz in Stellung, etwa 700 m hoch, 1 km vor dem Paß. Am andern Morgen folgte das zweite Geschütz, und nun eröffnete ich von Höhe 883 das Feuer in die russischen Schützengräben hinein, die auf den gegenüber befindlichen Höhen stoffelförmig angelegt waren. Durch das Scherenfernrohr konnte ich beobachten, daß die Kerle, meist Sibirier und Finnen, nur so herausliefen! Am nächsten Tage lief ich meine Ski-

patrouille nach Höhe 963, um dort eine Artilleriestellung aufzusuchen, die ich auch fand. Inzwischen feuerte der Hauptmann von 883 aus weiter. Am nächsten Tage sollte der allgemeine Angriff erfolgen, vorbereitet durch unser Geschützfeuer aus der von mir erkundeten Stellung von Höhe 963, wohin ich schon Telephon gelegt hatte. Da erhielten wir Befehl, das Feuer einzustellen, weil die Russen ihre starke Stellung schon am Abend vorher heimlich geräumt hätten. Das haben wir mit 200 Schuß erreicht, ohne daß uns auch nur ein Mann gefallen ist. Es war ein herrlicher Erfolg. Der Divisionskommandeur schickte seinen Adjutanten und ließ der I. Batterie seine Anerkennung für ihre hervorragende Leistung aussprechen.

Am 19. Februar bekam ich den Befehl, die Stellung der russischen Artillerie, ihrer Beobachter und eine Haubitzenstellung für uns gegen diese Ziele zu erkunden. Mit zwei Unteroffizieren, Burschen und Pferdehalter, jeder einen Alpenstock unter dem Arm, ritt ich nach Perezslö. Dort wurden die Pferde zurückgelassen, und ich stieg nun mit den Unteroffizieren im Tale eines Wildbachs weiter hinauf. Bald hörten Weg und Steg auf, und nun ging's im Bache weiter, über Felsen und Steine, immer im Wasser. Als das Tal etwas breiter wurde, erhielten wir plötzlich Infanteriefeuer von dem Berge vor uns (Höhe 1037), auf dem die russischen Schützengräben lagen. Wir sprangen schnell links in die kleinen Tannen, schnallten uns Steigeisen unter die Stiefel und zogen Schneemäntel an; das sind dünne, weiße Leinenmäntel mit einer Kapuze über den Kopf, in denen man im Schnee fast unsichtbar ist. Nun ging es eine Stunde lang die Bergwand in scharfer Steigung hinan. Dicht vor dem Gipfel, in einer Höhe von 1218 m hörten die Tannen auf, gerade dem russischen Schützengraben gegenüber, von dem wir beschossen wurden. Wir mußten daher über freies Schneefeld im Bereiche des russischen Feuers bis zur Spitze des Berges. Kriechend kamen wir glücklich hinauf und hatten oben eine wunderbare Aussicht auf die ganze silberne Karpathenkette. Vor allem aber konnte ich auf die galizische Talseite hinübersehen und zeichnete nun, hinter den Gipfel des Berges geduckt, die russischen Stellungen in die mitgebrachte Karte ein. Dann ging's wieder hinunter, indem wir uns einfach niederlegten und die gefährliche Schneewand bis zu den Tannen schnell hinabrutschten, wobei wir Füße und Bergstock als Bremse und Steuer benutzten. Im Schutze der Tannen eilten wir ins Tal und dann durch den Bach zurück bis zu den Pferden, die uns schnell zum Regiment zurücktrugen. Nachdem ich meine Meldung abgegeben hatte, kam ich um Mitternacht in meine Ruthenenhütte, wo ich nach den Strapazen des Weges auf dem Heu herrlich schlief.

Originalbeitrag.

★

★

★

25. Unsere Kreuzer im Mittelmeer.

S. M. S. „Goeben“ wird am 30. Juli 1914 in Triest vom Drohen der Kriegsgefahr unterrichtet. Admiral Souchon, als Chef der Mittelmeerddivision an Bord des Kreuzers, stößt vor Brindisi mit der von der Bojanamündung vor Skutari kommenden „Breslau“ zusammen. Bedeutsame Meldungen gehen ein: Seit dem 28. Juli hält die englische Regierung die europäische Post für Ägypten zurück; ihr Besatzungskorps in Skutari wird eingeschifft. Das bedeutet, daß Britannien schlagen will. Deutsche Dampfer liegen im Hafen. Ihre Kohle ist zwar auf Kriegsschiffen kaum verwendbar, doch bessere nicht zu finden; die Bunker der Kreuzer werden gefüllt. Matrosen der Rauffahrer drängen sich zum Dienst unter der Kriegsflagge, Abgewiesene verstecken sich zwischen den Kohlenhaufen. Durch Funkpruch ruft der Admiral den Dampfer „General“. Armierung mit Geschützen macht ihn zu einem Hilfskreuzer, der unter Kapitän Fiedler viel gute Dienste leistete und heute als Wohnschiff am Galatai von Stambul liegt. Mit der Nachricht, daß vor Malta und Bizerta Flotten unter Dampf liegen, geht der Admiral gegen Abend des 2. August in See, um durch einen Vorstoß gegen die algerische Küste den Aufmarsch des französischen 19. Armeekorps zu stören.

Von der Südspitze Sardinien schickt der Geschwaderchef am 3. August „Breslau“ auf Bône zu. „Goeben“ nimmt Kurs auf Philippeville, und im Sonnenlicht des nächsten Morgens liegt der Hafen vor dem Kreuzer. Der Südwind weht den eigentümlichen, scharfen Hauch afrikanischen Landes, einen Geruch von Kamelmist und faulenden Pflanzen, an Deck. Die Stadt mit den flachbedachten weißen Häusern und das Fort auf der Höhe zur Rechten schlafen den Schlummer des Friedens. Auf der Reede liegen nur kleine Schiffe, doch am Bahnhof wird für die Verladung von Truppen gerüstet. Unsere Granaten fliegen hin. Das Fort erwacht spät und erwidert das Feuer so langsam und zögernd, daß eine Beschießung kaum der Mühe wert scheint. Vor dem Leuchtturm spielt der Wärter mit seinen Kindern so ahnungslos, daß die Unseren lachend den Turm schonen. Jetzt erst geht den Franzosen eine Warnung zu. „Goeben“ fängt ihren Funkpruch auf, der die Küstenstädte Algiers benachrichtigt: „Eben beschloß deutscher Kreuzer Bône.“ „Goeben“ feuert, bis der Bahnhof von Philippeville brennt, und dreht zur Fahrt zunächst nach Westen, dann nach Osten ab. Ein zweiter französischer Funkpruch erzählt: „Kreuzer Goeben und Breslau nach Beschießung von Philippeville und Bône auf der Straße von Gibraltar in westlicher Fahrt.“

Das hat der Admiral gewollt und im Gegner den Glauben erweckt, er wolle aus dem Mittelmeer, um in der Nordsee zu den heimischen Geschwadern zu stoßen. Er trifft am verabredeten Punkte „Breslau“ und fährt ostwärts. Um 10 Uhr vormittags qualmen voraus zwei Rauchsäulen. Die Männer an Bord unserer Kreuzer hoffen auf Franzosen und den ersten Kampf. Doch wachsen zwei englische Panzerkreuzer, „Indomitable“ und „Indefatigable“, aus den Wellen. Die Begegnung bringt spannende Minuten und eine eigenartige Lage. Daß England den Frieden brechen will, weiß oder fühlt der Admiral. Doch noch hat es den Krieg nicht erklärt. Er darf den Gegner von morgen nicht angreifen und sollte eigentlich Grüße mit ihm tauschen. Aber wenn drüben oder hüben Geschütze zum Gruß ausblitzen, weiß weder Deutscher noch Engländer, ob der andere blind oder scharf geladen hat. So spähen in atemlos gespannter Erwartung die Augen wachsam zu den Briten. Die fühlen wohl wie die Deutschen, denn ohne Salut gleiten mit äußerster Geschwindigkeit beide Geschwader lautlos bei guter Schußentfernung aneinander vorbei. Doch wieder verraten die Briten, daß sie im Frieden den Krieg schon planen. Beinahe aus Sicht gekommen, drehen sie auf und folgen unseren Kreuzern rechts und links nach außen gestaffelt. Also fahren sie so, daß durch Funkspruch vor den Bug unserer Kreuzer gerufene Schiffe das deutsche Geschwader umstellen. Richtig erscheint Steuerbord voraus bald ein Kreuzer der Venusklasse. Langsamer als „Goeben“ und „Breslau“ fahrend, schwinden die drei Briten mit der Dämmerung aus Sicht. Der Dampfer „General“ kommt uns entgegen mit Kohlen und der Nachricht, die italienische Regierung gestatte das Einnehmen von Feuerung für den Marsch bis Pola.

Es eilt mit dem Kohlen¹⁹, denn Funkengeknatter²⁰ erzählt, daß überall im Mittelmeer gegnerische Geschwader zusammenstoßen. Doch die Ortsbehörden von Messina verweigern jetzt die Feuerung, als der Vizeadmiral am 5. früh dort einläuft. Meldung von der Kriegserklärung Englands kommt. Admiral Souchon erkennt, daß er nach den Dardanellen fahren muß. Die Kohle der deutschen Dampfer bringt ihn nicht bis dorthin. Gute Feuerung ist an Land überhaupt nicht und im Hafen nur an Bord eines englischen Kohlenschiffes zu haben. Das weiß der britische Konsul, der mit der Hafenpolizei seinen Landsmann scharf überwacht. Die Neutralität Italiens will der Geschwaderchef nicht brechen. Also darf er die Ladung des englischen Dampfers nicht beschlagnahmen, sondern dem Skipper nur Kohle ablaufen. Das scheint unmöglich, bis ein Leutnant von Fassungsvermögen (namentlich auch leiblichem) zum Diebstahl englischer Seeleute, zur Whiskyflasche, greift. Er geht zu Besuch an

Bord des Briten, und nach einem Trinkgelage verkauft der Engländer Kohlen.

Wie jetzt die Hände sich rühren, so geschah's noch nie beim Kohlentrimmen²¹. Längst war Nachricht eingegangen, daß im Osten der Straße von Messina ein englisches Geschwader, im Westen ein französisches stehe. Der deutsche Konsul in Messina warnt vor der Ausfahrt, ein anderer kommt mit gleicher Absicht von auswärts gereist.

Von der Anstrengung der Gelfahrten durchs Mittelmeer erschöpft und seit dem 2. August ohne Schlaf, schleppen und schippen unsere Leute in des Tages Siedehitze Kohlen, bis sie zusammenbrechen. Aus Ohnmacht erweckt, weisen sie ärztliche Hilfe zurück, springen auf die Füße und greifen zur Schaufel. In Gruppen werden sie für eine Stunde Schlaf auf den „General“ geschickt. Kapitän Fiedler läßt Bier rinnen. Die Todmüden und Durstigen trinken, fallen lang auf die Planken und schlafen. Leutnants und Fähnrichs reißen ihre Röcke vom Leibe. Auch sie greifen zur Schippe, um, triefend und bestaubt, mit den Leuten um die Wette zu schaufeln. — Daß wir in Friedenstagen nie vergessen möchten, wie die große Zeit des Krieges war! Es gab kein hoch und niedrig! Wir alle waren Deutsche, waren Brüder und mischten unsern Schweiß wie unser Blut. Daß wir doch deutsche Brüder bleiben möchten!

So sieht gegen Abend des 5. August der Admiral seine Besatzungen erschöpft und kaum fähig, einen Kampf zu überdauern. Souchon hat keine Nerven, oder sie sind hart wie der Wille, der um das starke, lantige Rinn spielt.

Jetzt, da jede Stunde die Gegner mehrten und verstärken konnte, entschließt er sich gelassen, der übermüdeten Mannschaft einen Ruhetag zu gönnen. Erst am 6. August abends läuft er aus. Nicht spielte, wie die Sage berichtete, die Musik. Nicht gingen von den Lippen der Massen, die schwarz und dicht den Hafen säumten, Hurras auf. In schweigend ernster Würde kehrten die Unseren Italien den Rücken. Sie waren allein auf der Welt, aber sie wußten sich als Deutsche. Sie hoben den Blick zur Flagge, die gerade an den Masten sank, und schauten voraus. Dort wartete der Tod oder der Durchbruch und Erfolg. Ein jeder wußte es, war aber voll Vertrauen und Zuversicht. Vor dem Überfahren der italienischen Hoheitsgrenze meldete sich der älteste Unteroffizier auf „Goeben“ beim Flaggleutnant: „Die Mannschaft bittet, das Admiralsdeck betreten zu dürfen.“ Dann tappten alle nach oben auf den geheiligten, sonst nämlich verbotenen Boden. Der Unteroffizier brachte drei Hurras „dem Admiral, der — das wissen wir — uns durchführen wird und zum Sieg!“ Souchon nickte stumm ein Ja. Führer und Mannschaft verstanden sich im Vertrauen.

Die Hauptstreitkräfte der Engländer standen jetzt auf der Höhe von Korfu in der Straße von Otranto mit der Absicht, dem Geschwader den Weg nach Pola zu verlegen. Nur Fühlhörner hatte der Feind bis zur Enge von Messina ausgestreckt. Um sie zu täuschen, nahm Souchon Kurs nach Norden. „Breslau“ erhielt Befehl, einen feindlichen Fühlungshalter anzugreifen. Der Brite lief nordwärts und gab das Signal: „Die Deutschen kommen, wie erwartet!“ Jetzt schlug Souchon einen Haken und fuhr mit aller Kraft der Maschinen nach Süden. Die Engländer warteten vergeblich und machten sich auf die Suche. Nur einer der Fühlungshalter kam allmählich auf²². „Goeben“ und „Breslau“ störten seinen Funkentelegraphen. Der kleinere Kreuzer stellte ihn verschiedentlich zum Gefecht und verwundete ihn am 7. an der Wasserlinie. Der Brite wich aus, kam aber wieder und war nicht abzuschütteln. Immerhin gelang es ihm nicht, seine Landsleute heranzuholen. Sie blieben so weit zurück, daß unsere Kreuzer sich östlich der Kykladen auf die Lauer legen konnten, um den Verfolger abzufangen. Doch witterte der Unrat und blieb liegen.

Nur zum Gefecht, für jede Möglichkeit gerüstet, lief Souchon in die Dardanellen ein und kam — zu Freunden. Der nachdrängende Gegner blieb beobachtend vor der Enge. Die Besatzungen unserer Schiffe vertauschten die blaue Mütze mit dem Fes, den der Matrose einen roten Zylinder nennt, und bei Flaggenparade wurde eines Morgens statt der deutschen Kriegsflagge der Osmanen blutrotes Tuch mit dem weißen Halbmond geheißt. Aus „Goeben“ und „Breslau“ waren „Sultan Iavus Selim“ und „Midilli“ geworden.

Dito v. Gottberg. (Kreuzerfahrten und U-Bootstaten.) (Verlag Ullstein.)

26. Die Seeschlacht bei Coronel.

Aus einem Briefe des Vizeadmirals Grafen Spee teilt die „Nordd. Allg. Ztg.“ folgendes mit:

..., den 2. November 1914.

Gestern war Allerheiligen und für uns ein Glückstag. Ich war mit dem Geschwader auf dem Wege, südlich längs der Küste zu fahren, als ich Wind davon bekam, daß ein englischer Kreuzer in Coronel, einem kleinen Kohlenhafen bei Concepcion, eingelaufen sei. Da nach den allgemeinen, internationalen Regeln ein Schiff einer Kriegspartei innerhalb von 24 Stunden wieder auslaufen muß, dachte ich es abzufangen. Ich hatte die Plätze so verteilt, daß „Münchberg“ vor den Hafen laufen sollte, um nachzusehen, ob der Kreuzer noch drinnen sei, während die anderen Schiffe außenherum gestellt werden sollten.

Meine Schiffe waren also um 4 Uhr 25 Min. etwas auseinander gezogen, nur „Gneisenau“ ganz in der Nähe, als mir gemeldet wurde, daß in West-

Südwest etwa zwei Schiffe gesichtet wurden. Ich hielt darauf zu und befahl den anderen Kreuzern, zu mir zu kommen; denn es war mir bald klar, daß es Gegner seien, und zwar der Panzerkreuzer „Monmouth“ und der kleine Kreuzer „Glasgow“. Bald kam hinter den gesichteten Schiffen der Hilfskreuzer „Dtranto“ und nach einer Weile der Panzerkreuzer „Good Hope“ in Sicht. Der Gegner versuchte einige Manöver, durch die er meines Erachtens näher an die Küste und nach Dub²³ gekommen wäre, was mir sehr geschadet hätte. Ich hatte sogleich „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ befohlen, alle Kessel in Betrieb zu nehmen, und in einer Viertelstunde lief ich mit 20 Seemeilen²⁴ gegen schwere See und Dünung auf und kam glücklich so weit, daß ich dem Gegner parallel zu liegen kam. Ich war aber allein und mußte auf das Herankommen der anderen warten. Der Gegner war so liebenswürdig, mich dabei nicht zu stören; die Entfernung betrug da noch etwa 9 Seemeilen. Als meine Schiffe um 6 Uhr 10 Min. zusammen waren bis auf „Nürnberg“, die noch nicht zu sehen war, begann ich die Entfernung zu verringern, und als sie etwa 5 Seemeilen betrug (1 Seemeile gleich 1,8 km), also 9,25 km, ließ ich das Feuer eröffnen.

Die Schlacht hatte begonnen, und im wesentlichen leitete ich mit wenigen Änderungen des Kurses die Linie ganz ruhig. Die Sonne im Westen hatte ich so ausmanövriert, daß sie mich nicht stören konnte. Der Mond im Osten war noch nicht voll, versprach aber gut in der Nacht zu leuchten; Regenböen standen an verschiedenen Stellen. Meine Schiffe feuerten schnell und hatten auf die großen Schiffe guten Erfolg. „Scharnhorst“ feuerte gegen „Good Hope“ (Flaggschiff: Admiral Craddock), „Gneisenau“ gegen „Monmouth“, „Leipzig“ gegen „Glasgow“, „Dresden“ gegen „Dtranto“. Letzteres Schiff verließ nach einiger Zeit die Linie und ist entkommen, wie ich denke. Auf „Good Hope“ und „Monmouth“ brachen viele Brände aus. Auf ersterem fand eine ungeheure Explosion statt, die sich gegen den dunklen Abendhimmel wie ein Brillantfeuerwerk darstellte; weißglühend, mit grünen, leuchtenden Sternen lohnte es dabei über Schornsteinhöhe hinauf. Ich glaubte, das Schiff müßte dabei untergehen, doch schwamm es weiter, und der Kampf ging ununterbrochen fort. Die Dunkelheit brach herein. Die Entfernung hatte ich zuerst verringert bis auf 4500 m; dann drehte ich so weit, daß sie langsam wieder zunahm. Es wurde weiter geseuert nach dem nur durch die Brände erkennbaren Schiffe, und als die Geschüßführer nicht mehr zielen konnten, abgebrochen. Das Schießen des Gegners hatte aufgehört. Ich befahl den kleinen Kreuzern, die Verfolgung aufzunehmen. Da der Gegner aber, wie es schien, nun die Brände gelöscht hatte, war nichts zu sehen, und das Herumfahren um die gegnerische Linie, um sie in günstige Beleuchtung zu bekommen, führte nicht mehr zum Zusammentreffen. Der Artilleriekampf hatte 52 Minuten gedauert.

Um etwa 8 Uhr 40 Minuten auf Nordwestkurs beobachtete ich voraus auf sehr große Entfernung, geschätzt etwa 10 Seemeilen, Artilleriefeuer.

Ich hielt darauf zu, um zu helfen, falls nötig. Es war die „Nürnberg“, die vorher nicht mehr den Anschluß hatte finden können und nun auf die fliehende „Monmouth“ gestoßen war, die, wie sie meldete, mit starker Schlagseite²⁵ nach Steuerbord vorgefunden wurde. „Nürnberg“ ging dicht heran und gab ihr den Rest durch Geschützfeuer. „Monmouth“ kenterte und ging unter. Leider verbot die schwere See die Rettungsarbeit neben dem Umstand, daß „Nürnberg“ glaubte, „Good Hope“ in der Nähe zu sehen, was wohl eine Täuschung war. Sie wird die großen Kreuzer auf große Entfernung im Mondlicht dafür angesehen haben. Ich weiß nicht, was aus „Good Hope“ geworden ist. Leutnant G., der Zeit zu Beobachtungen hatte, meinte, er habe erkannt, daß auch sie starke Schlagseite bekommen habe. Wenn ich mir das Bild in die Erinnerung rufe, halte ich es wohl für möglich, glaubte aber, es sei eine Folge der Schiffsbewegungen in der schweren See. Es ist möglich, daß auch sie untergegangen ist; kampfunfähig war sie wohl. „Glasgow“ war kaum zu sehen; sie soll auch einige Treffer bekommen haben, ist meines Erachtens aber entkommen.

So haben wir auf der ganzen Seite gesiegt, und ich danke Gott dafür. Wir sind in geradezu wunderbarer Weise geschützt worden, wir haben keinen Verlust zu beklagen. Einige leichte Verwundungen kamen auf „Gneisenau“ vor. Die kleinen Kreuzer wurden überhaupt nicht getroffen. Die Treffer, die „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ erhielten, haben so gut wie keinen Schaden angerichtet. Eine 15 cm-Granate fand sich in einem Hellegatt²⁶ der „Scharnhorst“ vor. Sie hatte die Bordwand durchschlagen, dann allerlei Unfug und Zerstörung unten verursacht, war glücklicherweise nicht krepirt und lag nun als Bruch da. Ein Schornstein war getroffen, aber nicht so, daß er seinem Zwecke nicht mehr dienen konnte. Ähnliche Kleinigkeiten sind auf „Gneisenau“. Ich weiß nicht, welche vielleicht unglücklichen Umstände beim Gegner vorgelegen haben, die ihm jeden Erfolg genommen haben. Die Begeisterung unserer braven Leute ist ungeheuer, ihre Siegeszuversicht konnte ich oft beobachten. Besonders gefreut hat es mich, daß auch „Nürnberg“, die ohne Schuld von der Schlacht ferngeblieben, doch noch schließlich zum Erfolge beitragen konnte. Wenn „Good Hope“ entkommen ist, muß sie meines Erachtens wegen ihrer Beschädigungen einen chilenischen Hafen anlaufen. Um das festzustellen, will ich morgen mit „Gneisenau“ und „Nürnberg“ Valparaiso anlaufen und sehen, ob „Good Hope“ nicht von den Chilenen abgerüstet werden kann. Damit bin ich zwei starke Gegner los. „Good Hope“ ist ja größer als „Scharnhorst“, hat aber nicht so gute Artillerie. Sie hat zwar schwere Geschütze, aber nur zwei davon. „Monmouth“ ist dagegen der „Scharnhorst“ unterlegen, da sie nur 15 cm²⁷ hatte. Die Engländer haben noch ein Schiff wie „Monmouth“ hier, außerdem, wie es scheint, ein Linienschiff der „Queens“-Klasse²⁸ mit 30,5 cm. Gegen letzteres können wir kaum was ausrichten. Hätten sie ihre Streitkräfte zusammengehalten, so würden wir wohl den kürzeren gezogen haben. Du kannst Dir kaum vorstellen, welche

Freude überall bei uns herrscht. So haben wir doch wenigstens etwas zum Ruhm unserer Waffen beitragen können, wenn es auch für das Ganze und bei der ungeheuren Zahl der englischen Schiffe wenig bedeuten mag.

27. Den Helden vom 8. Dezember.

1. Sie fuhren als Helden aus der Welt,
von achtfacher Übermacht umstellt;
die Flagg', die nie ein Feind gefaßt,
die deutsche Flagge blieb hoch am Mast.
2. Sie haben die Flagge nicht niedergeholt;
das Deck zerschossen, verbrannt, verkohlt,
die Schlotte zerrissen, die Masten zerseht —
die Flagge blieb oben bis zulezt.
3. Viel deutsche Mütter tragen das Leid,
viel Augen weinen zur Weihnachtszeit,
viel junges Hoffen beschloß die Bahn —
aber Deutschland weiß, was ihr ihm getan.
4. Wo ist ein Wort und ist ein Klang
für euren Ruhm und für unsern Dank? —
Ihr toten Helden am fernen Port
lebt ewig im deutschen Herzen fort!

Franz Kunzendorf.

28. Gespräch mit einem deutschen Unterseebootführer.

Die Schilderung, die Kapitänleutnant Klaus Hansen, der Führer von „U 16“, einem amerikanischen Berichterstatter von den Eindrücken und Erfahrungen gegeben hat, die er auf seinen Fahrten mit „U 16“ gemacht hat, gewährt den anschaulichsten Einblick in die so erfolgreiche Tätigkeit unserer kühnen Unterseeboote. Kapitänleutnant Hansen, der sieben französische Dampfer und einen englischen zum Sinken gebracht hatte, setzte zunächst auseinander, daß jedes Unterseeboot eine bestimmte Strecke bekomme. Seine letzte Ausfahrt ging nach dem Kanal, wo er mehrere Schiffe versenkte. Der Nebel war so dick, berichtete er, daß ich nicht weit sehen konnte. Ich mußte für Stunden untertauchen. Ich kam in der Nähe eines kleinen englischen Schiffes heraus und befahl seiner Mannschaft, in die Boote zu gehen; dann torpedierte ich es. Als eine Anzahl von französischen Zerstörern auf uns Jagd machte, entging ich ihnen durch Untertauchen. Am selben Abend hielt ich Havre gegenüber die „Dulwich“

an und gab der Mannschaft zehn Minuten Zeit, in die Boote zu gehen. In weniger als fünf Minuten war sie unten. Unser Torpedo bohrte ein Loch unter den Schornstein.

Am nächsten Tage gingen wir Cherbourg gegenüber in die Höhe, um uns einmal umzusehen, gerade als der französische Dampfer ‚Bille de Lille‘ aus dem Hafen heraustrat. Er glaubte augenscheinlich, es wäre ein französisches Unterseeboot, das da aus dem Wasser auftauchte, und hißte die französische Flagge; aber dann floh er, ohne auf unsere Signale zu achten. Ich sah zwei Frauen und zwei Kinder an Deck und wollte nicht ein Schiff torpedieren mit Frauen und Kindern an Bord. So machte ich also Jagd, und endlich stoppte die ‚Bille de Lille‘. Die 24 Mann, Frauen und Kinder kletterten eilig in die Boote. Ich schickte vier Mann an Bord, die Bomben in den Rumpf legten und den Dampfer zum Sinken brachten. Sie fanden einen kleinen Terrier, der zurückgelassen worden war und sich mit den Zähnen zur Wehr setzte. Aber sie brachten ihn herunter, und seitdem ist er der Liebling aller auf ‚U 16‘. Ich gab den Frauen und Kindern Tücher und Nahrung. Zwei Tage später torpedierte ich die ‚Dinorah‘, die mit Pferden und Artillerie beladen war.

Über die Empfindungen beim Unterseekrieg erzählte Hansen: Es geht einem stark auf die Nerven, und nicht jedermann kann es aushalten. Wenn wir in der Nähe des Feindes sind oder die Witterung es notwendig macht, tauchen wir unter. Erst werden alle Öffnungen geschlossen; dann pumpen wir die Luft bis zu einem gewissen Druck aus. Ich beobachtete den Manometer²⁹, um zu sehen, ob der Druck heruntergeht oder nicht. Ist dann alles in Ordnung, so tauchen wir nieder, und eine totenähnliche Stille herrscht in dem Boote. Die elektrische Maschinerie arbeitet geräuschlos, und das Wasser ist ein guter Tonleiter, so daß wir häufig den Propeller eines Schiffes hören, das über uns hinfährt.

Die heiße, mit dem Ölgeruch der Maschine gesättigte Luft ist nicht gerade angenehm. Neue Mannschaften überfällt oft eine überwältigende Schlassucht, die nur mit der höchsten Willensanstrengung überwunden werden kann. Ich habe Leute gehabt, die die ersten drei Tage nichts aßen, weil sie die Zeit dafür lieber zum Schlafen benutzten. Die Angabe, daß es auf dem Unterseeboot keine Seerkrankheit gebe, ist unrichtig. Wenn wir lange unten bleiben müssen und die Luft sehr schlecht wird, dann erhalten alle Leute außer denen, die den Dienst tun, den Befehl, sich niederzulegen und völlig ruhig zu bleiben, da jede Bewegung die Lungen veranlaßt, mehr Sauerstoff zu verbrauchen und wir den Sauerstoff sparen müssen, so wie ein verdurstender Mann in der Wüste den letzten Tropfen Wasser.

Feuer gibt es nicht, da Feuer Sauerstoff verbrennt und die elektrische Kraft in den Akkumulatoren zu kostbar ist, um sie mit Kohlen zu verschwenden. So begnügen wir uns mit kalter Küche. Tag für Tag habe ich in solch engem Raum, wo man die Beine kaum ausstrecken kann, wo man stets mit Anspannung aller Nerven auf dem Posten sein muß, acht Stunden lang gegessen oder gestanden, meine Augen an das Periskop³⁰ geheftet und in das leuchtende Glas starrend, bis mir Augen und Kopf weh taten. Wenn die Zeit der Ablösung da ist, dann suche ich einen guten Schlaf unter Wasser, während das Boot oft wie eine Wiege sanft hin und her schaukelt. Bevor wir aufsteigen, befehle ich stets die größte Ruhe für einige Minuten, um festzustellen, ob man eine Dampfschraube in der Nähe hört.

Als den schlimmsten Feind des Unterseebootes bezeichnete der Kapitän das Wasser, denn es sei immer die Gefahr des Deckwerdens vorhanden. Er erklärte, daß die Schnelligkeit der neusten deutschen Unterseeboote so viel größer sei als die von „U 16“, daß für einen Dampfer von durchschnittlicher Geschwindigkeit jeder Fluchtversuch nutzlos sein werde. Über die längste Zeit, die er draußen gewesen, gab er keine Auskunft.

Tägl. Rundschau, Nr. 176, vom 9. April 1915.

29. U 9.

1. Drüben drei englische Flaggen im Topp. —
„Luke geschlossen! — Maschine stopp!“
Wartet, ihr Krämer, das soll euch reu'n!
Kennt ihr den Kapitän von „U 9“?
2. „Außentanks³¹ öffnen!“ — Der Zweite im Schiff greift in die Speichen mit jähem Griff.
Da — die Ventile sind ausgeklippt —
Rasseln und Rauschen; das U-Boot sinkt. —
3. „Wie tief, Kapitän?“ der am Rade rief.
Durchs Sprachrohr kam es: „Vier Faden³² tief!“
Am Manometer zählt der Offizier:
„Ein Faden! — zwei Faden! — drei und vier!“
4. „Achtung! Torpedo zum Hochschuß gestellt!“ —
„Fertig!“ und „Feuer!“ — der Abzug schnell.
Klingender Schlag, ein Strudel im Meer,
Sauchen und Gurgeln, — das Rohr ist leer.

5. Doch durch die Dünung³³ mit leisem Gezisch
kommt geschossen der furchtbare Fisch.
Perlende Blasen zeichnen die Bahn,
aber kein Auge achtet ihr Nah'n.

6. Jetzt — eine brausende Fluttrombe³⁴ steigt.
Blitzschlag und Donner! — Die Nordsee schweigt.
Lauernd erhebt sich das Periskop:
„Treffer?“ — „Der Engländer sinkt!“ — „Gottlob!“

7. Weiter! — Der Brite hat Kreuzer zu viel!
Wieder sucht das Lancierrohr³⁵ ein Ziel,
wiederum speit der stählerne Mund,
wiederum stößt ein Panzer zu Grund. —

8. Ob es wohl auch bei dem dritten gelingt?
„fertig!“ und „Feuer!“ — der Sprudel springt,
dröhnende Botschaft sendet er her:
Auch der dritte sieht England nicht mehr.

9. „Pumpen an! Vorwärts! Zur Fahrt volle Kraft!
Kurs auf Kuxhaven! Das wär' geschafft.
Das wären Dreie auf einen Streich. —
Jungens, Hurra für Kaiser und Reich!“

Dr. Klemens Wagener.

☆

☆

☆

30. Der Kampf um die Dardanellen.

Über die denkwürdigen Ereignisse des 18. März 1915, an dem die englisch-französische Flotte in den Dardanellen eine entscheidende Niederlage erlitt und nach siebenstündigem Kampf unter schweren Verlusten den Kampfplatz räumen mußte, erhält Wolffs Telegraphenbureau von dem bei den Dardanellen weilenden Berichterstatter folgende Schilderung:

Elf Tage und elf Nächte waren bereits seit der letzten Beschießung der starken Forts Hamidieh und Medschidieh, die die enge, nur 1350 Meter breite Grenze der äußeren und mittleren Dardanellen schützen, in beschaulicher Ruhe dahingeflossen. Nur selten und in großer Ferne hatte der Donner der Schiffsgeschütze die Stille der im Frühlings Schmuck prangenden Natur unterbrochen. Hier und da hatte der Feind des Nachts die Minensperre durch Abschießen zu schwächen versucht, — ein Versuch, der fast regelmäßig mit dem Verluste einiger der mit so heißler Arbeit betrauten Boote endete.

So saß das kleine Häuflein der auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes zugelassenen Berichterstatter am Donnerstag, den 18. März, in etwas nachdenklicher Stimmung vor dem einzigen noch offenen Teehause von Tschanaf Kaleh, auf dem sonnigen Platze inmitten des Ortes, den in einer deutschen Ortschaft von gleicher Größe die Dorfsinde zieren würde. Man erörterte das Für und Wider der Wahrscheinlichkeit eines erneuten Angriffes oder der Einstellung der Bemühungen um die vielumstrittene Meerenge, als plötzlich — es war gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr — die friedliche Stille durch ein ungeheuer starkes Krachen in allernächster Nähe unterbrochen wurde. Noch vor wenigen Wochen hätte das Krepieren einer Granate großen Kalibers mitten im Orte eine ungeheure Panik verursacht; aber in diesen aufgeregten Zeiten stumpft der Sinn für Gefahr rasch ab. So begab man sich zunächst an den Strand, um zu sehen, ob vielleicht wieder einmal das auf der anderen Seite der Dardanellen bei Kilid-el-Bahr liegende Fort beschossen würde, das die feindliche Flotte fast stets zuerst aufs Korn zu nehmen pflegte. Aber noch ehe man den Strand erreichte, folgten der ersten Granate mehrere andere, und man sah bald ein, daß der Feind seine Angriffsweise änderte, wenn man auch noch nicht entfernt die großen Überraschungen ahnen konnte, die der Tag noch bringen sollte.

Bei den früheren Beschießungen hatte meist der alte Turm des Schlosses Kaleh Sultanieh, von dem aus man eine prachtvolle Fernsicht genießt, als Beobachtungsposten für die Berichterstatter gedient. Ihn suchte man also auch jetzt auf, und man erblickte von dort in den äußeren Dardanellen ein Geschwader von fünf englischen und vier französischen Schiffen, die zwei Feuerstellungen gebildet hatten und — nach der üblichen Angriffsweise im Kreise umherfahrend — den Hagel ihrer Geschosse auf alle Forts und Batterien in ihrem Feuerbereich streuten bzw. zu streuen versuchten. Die Hügel des europäischen Ufers waren bereits in dichte Wolken gehüllt, die teils vom Rauch der platzenden Granaten, teils vom Staub der aufgewühlten Erdmassen genährt wurden. Während jedoch die Geschosse auf diesem Ufer im allgemeinen in ziemlicher Nähe ihres Zieles niedergingen, war das Feuer auf die asiatische Seite weit ungeschickter gerichtet, denn in der ersten Stunde des Gefechts verirrete sich nur selten eine Granate auf den Hof des Forts Hamidieh. Dagegen sausten ununterbrochen die Verderben bringenden Grüße des Feindes in die Straßen und Häuser der harmlosen Töpferstadt Tschanaf Kaleh, deren Bewohner sich eilends auf die umliegenden Berge flüchteten. Hier und dort stürzten mit gewaltigem Krachen die leicht gebauten Häuser zusammen. Das schlanke Minarett einer alten Moschee wurde zur Hälfte von einem großen Mantelstück weggerissen; glühende Stahlsplitter schwirten durch die Luft, sich am anderen Ende ihrer Bahn tief in das Pflaster einbohrend und von neuem einen Hagel von Steingeröll umherschreudend.

Unter diesen Verhältnissen konnte man den alten Turm kaum mehr als einen sehr angenehmen und sicheren Aufenthaltsort bezeichnen. Man

stieg herab, und zwar zur rechten Zeit. Denn wenige Augenblicke später schlug mit ohrenbetäubendem Krach eine Granate in die an den Turm grenzende Mauer, so daß das ganze Werk in seinen Grundfesten erzitterte. Ein Hügel hinter der Ortschaft, auf dem das Hospital liegt, bildete das Ziel, das man nach wenigen, den Beteiligten wohl unvergeßlichen Minuten glücklich erreichte, und von dem aus man eine gute Übersicht über die beiden Ufer mit den beschossenen Forts wie über die feindlichen Schiffe hatte, aus denen von Sekunde zu Sekunde die Schüsse aufblitzten.

Der erste vernichtende Schlag fiel gegen 2 Uhr, als die Beschießung nach einem kurzen Abflauen, das inmitten des vorher wie nachher herrschenden Höllenlärms wie eine Erholungspause erschien, ihren Höhepunkt erreichte. Aus dem französischen Linienschiff „Bouvet“ stieg plötzlich eine hohe, weiße Rauchsäule empor, und etwa 24 Sekunden später erschütterte ein gewaltiges Krachen, dessen Klang sich von dem übrigen Kampfgetöse deutlich unterschied, die ganze Atmosphäre. Das Heck³⁶ des unglücklichen Schiffes tauchte tief in die Wellen hinab, während der Bug³⁶ wie ein grausiges Wahrzeichen gen Himmel ragte. Boote wurden sofort von anderen Schiffen des Geschwaders flottgemacht; aber sie schienen mit unendlicher Langsamkeit die aufgeregte See zu durchschneiden, die fortwährend durch die zwischen den Schiffen aufschlagenden Geschosse der Küstenbatterien von neuem hochgepeitscht wurde. Kein einziges vermochte den sinkenden Stahlriesen vor der Erfüllung seines Verhängnisses zu erreichen.

Torpedoboote, Zerstörer und Minenfischer lösten sich vom Horizonte, um in wohlgemeinter, aber unvorsichtiger Eile Hilfe zu bringen. Auch sie bemühten sich vergebens, denn in weniger als vier Minuten, vom Aufschlag an gerechnet, spielte sich das erschütternde Drama ab, und ein Torpedoboot sowie ein Minenfischer gingen, von den Geschossen der Haubitzenbatterien schwer getroffen, mit dem sterbenden Riesen in die Tiefe.

Gegen 3 Uhr nachmittags trat eine Gefechtspause ein. Schon neigte man der Ansicht zu, daß der Untergang des „Bouvet“ dem Feinde vorderhand den Geschmack an weiteren kriegerischen Unternehmungen verdorben habe, als ein neues Geschwader am Dardanelleneingang erschien, nachdem drei feindliche Schiffe, zum Teil mit Hilfe von Schleppern, aus dem Gefechte abgezogen waren. Da die Zahl der feindlichen Linienschiffe im Nachmittagskampfe auf 14 gestiegen war, kommt man zu einer Gesamtzahl von 18 Linienschiffen bei dem großen englisch-französischen Angriff am 18. März.

Das Feuer von allen Seiten erreichte in den Nachmittagsstunden eine solche Festigkeit, daß die Erde unter der Gewalt der Schüsse und der platzenden Granaten nicht nur minuten-, sondern viertelstundenlang in weitem Umkreise bebte, daß in dem ganzen Fort Hamidieh die Traversen³⁷ unter der Wucht des Feuers der eigenen Geschütze zu schwanken schienen, während die Granaten den Boden in der Umgebung des Forts förmlich umackerten.

Eine Stunde nach der anderen verfloß; das Brüllen der ehernen Schlinde, der Donner, der in mächtigen Wogen durch die Berge rollte, nahmen kein Ende. Da gab es nach 6 Uhr die zweite große Überraschung des Tages: Das englische Schlachtschiff „Irresistible“, das während des langen Gefechtes verschiedene unangenehme Treffer erhalten hatte, wurde völlig kampfs- und bewegungsunfähig. Torpedoboote und Zerstörer versuchten, Hilfe zu bringen und den Kolos aus der Feuerlinie zu schleppen. Aber ihre Bemühungen waren erfolglos, und nur mit äußerster Kraftanstrengung gelang es, einen Teil der Besatzung zu retten, bevor das einst so stolze Schiff, jeglichen Schutzes bar, von der leichten Gegenströmung, die an dieser Stelle der Meerenge nach Norden geht, in die Bucht von Dardanos getrieben wurde. Je näher der eiserne Kolos den Batterien kam, desto weniger wagten die kleineren feindlichen Schiffe es, sich ihm zu nähern, und bald sah man, während die Spannung unter den Beobachtern auf beiden Seiten ihren Höhepunkt erreichte, nur noch hier und da ein Rettungsboot abstoßen. Es war aufgegeben, und die Beherrscherin der Meere vermochte nicht, ihr kostbares Schiff zu schützen, das willenlos dem Feinde in die Arme glitt. Die Küstenbatterien hatten sich als stärker erwiesen als die Panzerriesen, — eine Stunde später, als das Gefecht abflaute, vollendeten die Batterien von Dardanos ihr Werk, indem sie mit wenigen wohlgezielten Schüssen den „Irresistible“ auf den Grund des Meeres legten.

Aber der Becher des Leides war damit für England noch nicht erschöpft. Ein zweites Schlachtschiff, der „Ocean“, war so schwer beschädigt, daß man bald die Unmöglichkeit erkannte, es aus der Feuerlinie zu schleppen. Fast eine ganze, unendlich lange und qualvolle Stunde versuchten die übrigen Schiffe des Geschwaders, den Kameraden mit ihrem Feuer zu decken, während die Torpedoboote und Zerstörer die verzweifeltsten Anstrengungen um die Bergung des Schiffes machten. Doch wurde dies Unternehmen durch das heftige und wohlgezielte Feuer der Haubizen für alle beteiligten Fahrzeuge bald so gefährlich gestaltet, daß schließlich kein anderer Ausweg blieb, als auch dieses Schiff sich selbst und seinem Schicksal zu überlassen, nachdem wenigstens ein Teil der Besatzung gerettet worden war. Es sank später im äußeren Teil der Meerenge plötzlich und in wenigen Minuten.

Damit war die gewaltige Schlacht entschieden. Langsam dampfte ein Schiff nach dem anderen durch den Ausgang der Meerenge den griechischen Inseln zu, und schier unheimlich wirkte die tiefe Stille, während sich die Schatten der Nacht über die Dardanellendörfer senkten, nachdem der Donner des letzten Schusses, den die Haubizen dem abziehenden Feinde nachsandten, grollend in den fernen Tälern verhallt war.

Unterhaltungsbeilage der Täg. Rundschau, Nr. 83, vom 12. April 1915. (Gefürzt.)



31. Aus dem belagerten Tsingtau.

I.

7. November. — Nun folgen die Tage aufeinander, die uns eine Ewigkeit dünkten, und deren Eindruck uns begleiten wird bis in die letzte Stunde: Tage unaussprechlichen Grauens; Tage des Heldennutes, wie ihn die Weltgeschichte seit den fernsten Zeiten als leuchtendes Vorbild preist; Tage des inneren Sieges über alle äußere Not und Drangsal; Tage, wo sich Menschen zerreißen ließen, um das Leben ihrer Brüder zu retten; Tage des Stöhnens und Schreiens derer, die mit zerschmetterten Gliedern dahergetragen wurden; Tage des Wehs und der Angst, Tage des Zorns und der Tränen, wo das Kämpfen zum Rasen wurde, wo der Tod grinsend über die Höhen um Tsingtau und durch seine Gassen schritt und uns immer mehr die Hoffnung schwand, je solcher Übermacht Herr zu werden. Und doch kämpften unsere Brüder, und die Mut der Deutschen brach los wie ein verzehrendes Feuer, daß die Feinde ein Grauen überkam vor solchem unbeugsamen Mute und solcher Todesfreudigkeit. „Wir haben Tsingtau eingenommen,“ sagte nach dem Sturme ein höherer japanischer Offizier, „aber ihr Deutschen seid Sieger geblieben.“

Der japanische General — ein Mann mit dem Gesichte eines alten Römers, wie ich ihn auf seinem Pferde durch die Stadt reiten sah — soll das Verlangen ausgesprochen haben, den Kommandeur der Bismarck-Batterie kennen zu lernen, der mit solcher todbringenden Sicherheit beim ersten Schusse aus den schweren Haubitzen die Gefechtsstellungen der japanischen Artillerie immer wieder zerstörte. Es war ein solch furchtbarer Geschützkampf, wie ihn nach dem Urtheil unserer höheren Offiziere, die ich sprach, die Geschichte der Kriegsführung noch nicht wieder gesehen hat. Und Tag und Nacht, über eine Woche lang, erklang das Heulen und Zischen der Eisenstücke in den Lüften, daß es war, als ob das Meer wütete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, wie es in dem Psalm heißt. Und mir war's — welch seltsame Bilder treten einem vor die Seele in solcher Zeit der heißesten Drangsal! — als ob der Teufel, der Fürst dieser Welt, auf den zackigen Höhen des Perlgebirges jenseits der Bucht saße und höhrend sein höllisches Lied über dem Morden und Schlachten der Menschenkinder dort unten in den Tiefen und Schluchten der Berge geigte. Und wenn ich nachts im Keller auf dem harten Lager lag — wer hätte auch schlafen können, wo eine deutsche Kolonie in ihren Todeszuckungen lag! — und hörte, wie alle zwei Sekunden auf die fünf Infanteriebefestigungen ein erschütternder Schlag niederging, so dumpf und schwer, als rollten schwere Erdschollen auf einen Riesensarg, da krampfte sich das Herz zusammen in heißem Weh. Dort in den Rasematten lagen ja unsere Brüder; sie duckten sich unter die Felsenüberhänge und gegen die Erdwände der tiefen Schluchten, nur um Schutz zu suchen gegen das ver-

zehrende Feuer, das der Feind aus seinen Rohren spie. Die Batterien waren stundenlang von dem aufwirbelnden Pulverdampf und Staub der Erde und der zermahlenen Gesteinsmassen in Finsternis eingehüllt, daß die Mannschaft nichts, rein nichts erkennen konnte mit den Augen, die geblendet wurden von den Blitzen der aufschlagenden Geschosse. Aber Schuß auf Schuß trachte aus ihren Geschützen, und selbst aus den zerschossenen Rohren wurde weiter geschossen, bis buchstäblich die letzte Granate verschossen war. Und dann wurde das Geschützrohr gesprengt, und ich hörte, wie ein Geschützführer im Krankenraum zu seinen Kameraden sagte: „Da sind mir die Tränen über die Backen gelaufen, denn solch ein Geschütz gewinnt man lieb, als wäre es ein lebendes Wesen. Es ist nur ein totes Stück Eisen, Kameraden, aber wenn es sein Feuer hinauspeit, schlägt mit jedem Schuß das Herz mit einem wilden Wunsche nach, und das Ohr vernimmt scharf, ob das Geschosß ins Erdreich fährt oder auf Gestein schlägt oder hartes Metall trifft, daß eine starke Lohe auffährt.“ —

Wer die Batterien nach dem Sturme besucht hat, erschrickt über die furchtbare Gewalt der eingeschlagenen Geschosse. Da sind haustiefe Löcher ringsumher eingerissen, die stählernen Deckungen sind durchgeschossen, und das Erz ist an den Rändern der Schußöffnungen geschmolzen wie Blei. Wo aber eine solche Granate von sechs Zentnern mitten auf den Geschützstand fuhr, mitten hinein in die Bedienungsmannschaft, da packte einen das wilde Entsetzen vor der verheerenden Gewalt der Zerstörung unserer modernen Kriegsmittel. Und hört man ferner, daß die Japaner die neuesten Geschütze aus den Kruppschen Werkstätten hatten und wir zum Teil alte Kanonen, daß unseren 40 Geschützen über 300 japanischer Artillerie gegenüberstanden, zum Teil schwersten Kalibers, daß wir 28-cm hatten, während jene 30,5-cm auf uns donnern ließen, so muß man staunen über den zähen Widerstand, der von kaum 5000 Deutschen einem siebenfach überlegenen Feind zuteil wurde. —

II.

Am 4. November, morgens, als das nächtliche Feuer zu einem Stillstand gekommen war, wurde ich an das Telephon gerufen. In der Hochschule, die am Meere liegt, an der Grenze der Linie der Beschießung, verlange ein Verwundeter nach mir. Ich wußte, daß es jetzt galt, die Zähne zusammenzubeißen. Es konnte einer unserer Brüder sein; eine innere Stimme sagte mir: „Es ist dein Gerhard!“ —

Betend schritt ich durch die stillen Straßen, die so grauenhaft öde und zerrissen dalagen. Aus den Kellerlöchern krochen Chinesen hervor mit verstörten Mienen. Automobile mit der Genfer Flagge und mit bleichen Verwundeten jagten an mir vorüber.

Ich fragte in den weiten Räumen nach dem, der mich gerufen. Man sah mich mitleidig an. Eine Schwester führte mich in ein Klassenzimmer, das nun für Verwundete eingerichtet war. Ja, da lag mein armer Junge,

totenblaß, mit eingefallenen Wangen und dem Sterbensausdruck in den lieben Augen. „Kommst du, Papa?“ sagte er mühsam, „ich glaube, mich hat's ordentlich zugerichtet.“ Ich strich ihm die eiskalte, nasse Stirn und gab ihm einen Kuß auf den Mund. „Gott wird alles recht machen, mein Kind.“ — Er nickte leise. Der Oberstabsarzt Dr. P., ein Pastorensohn, trat ein und drückte mir tiefbewegt die Hand: „Ich will es Ihnen nur gleich sagen, daß wir kaum Hoffnung haben für Ihren Sohn. Er hat einen Schuß durch den Rücken bekommen, der seine Eingeweide zerrissen hat.“

Da saß ich am Bette meines Knaben. Meist war er bewußtlos; dann öffnete er auch wieder die Augen, sprach einige Worte und fiel dann wieder in Schlaf. Ich betete mit ihm den alten Sterbewers: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmutz und Ehrenkleid“. — „Kennst du auch den Schluß davon, mein Kind?“ — Er nickte und sprach langsam weiter: „Damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd' eingehn“. Langsam sprach ich den 23. Psalm; es ging ja jetzt hinein in das finstere Thal, und wohl dem, der den Gottessteden und den Gottesstab des Wortes in der Hand hat! „Es war so schwer da draußen, Papa,“ sagte mein Junge, „so furchtbar schwer.“ — Langsam gingen ihm die Worte über die Lippen. — „Was ist es für eine Pein, wenn man nicht schlafen kann — sechs, sieben, acht, neun Tage lang! Man steht auf Vorposten, und liegt man in den Rasematten, so donnern Tag und Nacht die Granaten gegen die Zementwände. Man fühlt nur Stiche im Kopf, und wir sehnten uns alle so nach Schlaf, nach Schlaf!“ — Er sprach abgerissen, und die Schwester trat ein. Ich betete ihm sein Abendgebet vor, das er als Knabe gern zu beten pflegte. Dann kniete ich nieder und segnete ihn ein zum Sterben.

Still und sanft ist dann mein lieber Junge gestorben, und ich habe ihm noch einen Gruß mitgegeben an sein unvergeßliches, totes Mütterchen.

Am 5. November, abends 9 Uhr habe ich dann meinen Jungen zur letzten Ruhe gebracht. Wir standen am Meere und sangen „Harre, meine Seele“, sein Lieblingslied. Die Wasser rauschten, die feindlichen Geschütze von der Arkona-See und von den Inseln her, wo die Kriegsschiffe ihre Stellung genommen hatten, blizten auf, und der Mond beleuchtete wie eine mächtige Grabesterze Meer und Land. „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens“ war das Textwort. Einen Sarg gab's nicht mehr, aber die Kameraden hatten das weiße Laken, in das man den Toten gehüllt hatte, mit Girlanden geschmückt.

So ruhe denn in Gottes Händen, mein geliebtes Kind, dort an dem Gestade des Gelben Meeres! Du liebtest Tsingtau und hingst mit deinem ganzen Herzen an China, wo du geboren bist, dessen Sprache und Sitte dir so heimisch war. Nun bist du auf den Schanzen Tsingtaus gefallen, auf denen heute das Sonnenbanner siegreich weht.

Tagebuchblätter von E. J. Bostamp. (Gefürzt.)
(Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft)



32. Ein Kampf in den Lüften.

Bericht eines Kriegsfreiwilligen-Fliegers vom westlichen Kriegsschauplatz.

Es war an einem wundervollen, klaren Morgen — nur etwas kalt, als ich den Befehl erhielt, die Wirkungen unserer Artilleriegeschosse festzustellen. Da unsere Heeresleitung ferner vermutete, daß die Franzosen in den letzten Tagen Verstärkung durch die Engländer erhalten hätten, sollten wir uns nicht allein auf einen kurzen Erkundungsflug beschränken, sondern möglichst versuchen, recht weit über die feindlichen Stellungen hinweg zu gelangen. So nahmen wir für mehrere Stunden Betriebsstoff mit. Schnell rollen flinke Soldatenhände den Doppelbecker aus seinem Zelt heraus, zwei Minuten später ist die Maschine startbereit³⁸, dann steigen wir — mein Beobachter und ich — warm angekleidet ein. Noch eine kurze Besprechung mit dem Divisionär, ein herzhafter Händedruck — und hinweg sausen wir. Immer höher schrauben wir uns hinauf, die Luft trägt gut, die Maschine steigt prachtvoll, allmählich kommen wir auf 2500 Meter. Unter uns liegt das ganze gewaltige Schlachtfeld in einer Ausdehnung von ungefähr 200 Kilometer.

Im Nordwesten erblicken wir durch das Glas die Armee; ihre Stellungen sind heftigem feindlichen Artilleriefeuer ausgesetzt. Daran anschließend im Westen die große Linie der Armee, die sich im Dunst verlor. Überall, wohin wir sehen, raucht das Schlachtfeld. In weniger als einer Stunde haben wir 75 Kilometer hinter uns gebracht. Ständig schießt man auf uns.

Unter uns ist eine Schlacht im Gange. Tausende und aber Tausende von Soldaten in den verschiedensten Stellungen, aus Schützengräben und Verschanzungen schießen aufeinander, ohne daß einer den anderen sieht. Aus der Luft gesehen, wirkt dieses Schauspiel eigenartig — fast komisch. Von oben herab können wir die Stellungen der beiden feindlichen Parteien übersehen und die Wirkungen der Geschosse feststellen. So sehen wir, wie deutsche Granaten mit furchtbarem Krachen mitten in einem mit Engländern und indischen Truppen besetzten Schützengraben plagen. Es gibt viele Tote. Immer heftiger wird das Feuer unserer Artillerie — immer mehr Eisen trifft und zerstört die feindlichen Stellungen; wir sehen, wie die Feinde in mehr rückwärts liegenden Verschanzungen Schutz vor unseren Geschossen suchen. Einzelne Kolonnen verlassen fluchtartig ihre Stellungen. Jetzt werfen auch wir einige Bomben auf die Fliehenden herab; dadurch entsteht unter ihnen eine wilde Panik; einige werfen sich flach auf den Boden, andere wieder laufen wie toll davon. Plötzlich erhalten wir von links her heftiges Feuer: Schrapnell auf Schrapnell plätscht unter uns. Sofort stelle ich den Motor auf Höchstgeschwindigkeit; wie der

Blitz sausen wir dahin. Unsere Erkundung ist beendet — wir sind zufrieden mit dem, was wir erspähten.

Jetzt also zurück. Während ich gerade dabei bin, den Motor abzdrosseln³⁹, um so mit unserem Flugzeug in tiefere Regionen zu gelangen, taucht plötzlich am Horizont ein kleines, sich schnell fortbewegendes, schwarzes Pünktchen auf. Bald verrät uns auch ein zuerst leises, dann immer stärker hörbares Surren, ähnlich dem Summen einer Fliege auf einer Fensterscheibe, daß außer uns noch eine fliegende Schildwache am Himmel schwebt. Noch sind wir außerstande, festzustellen, ob wir Freund oder Feind vor uns haben; der Flieger steht bedeutend höher als wir. Allmählich aber wird das kleine Pünktchen größer — jetzt können wir auch die scharfen Linien des Flugzeugs deutlich erkennen. Es besteht kein Zweifel für uns, es ist ein schneller französischer Eindecker — ein sogenannter Depeschenflieger.

Der Franzose nähert sich uns mit größter Geschwindigkeit. Wir ändern unseren Kurs und fliegen ihm, ständig Höhensteuer gebend, gerade entgegen. Als er sieht, daß wir uns auf einen Kampf mit ihm einlassen wollen, zieht er eilends davon. So bleibt uns denn nichts anderes übrig, als unsere ursprüngliche Flugbahn wieder einzunehmen. Da taucht plötzlich schräg vor uns, aus den Wolken kommend, ein zweiter Flieger auf. Diesmal sehen wir sofort, daß es ein feindliches Flugzeug, ein schwerer französischer Doppeldecker ist. Sofort gebe ich Sprunggas, und meine brave Maschine macht einen ordentlichen Satz nach oben. Wir beschloßen, nicht auszuweichen; sollten wir untergehen, dann kämpfend.

Noch steht der Franzose höher als wir, aber auch wir schrauben uns mit aller Macht höher und höher. Für einen Augenblick verschwindet er aus unserem Gesichtskreise — eine Wolkenwand verbirgt ihn. Plötzlich sehen wir den Franzosen wieder, wie er fast senkrecht über uns seine Kreise zieht. Jeden Moment erwarten wir, daß er auf uns schießt oder seine Bomben schleudert. Unsere Herzen klopfen zum Zerspringen. —

Jetzt naht der Augenblick des Angriffs; deutlich vernehmen wir den Knall eines Schusses — dann noch einen — — und wieder einen. Jeden Augenblick können wir in die Tiefe stürzen. Wenn ein Zufallstreffer den Spanndraht unserer Steuerung zerschlägt, sind wir rettungslos verloren. Für uns gilt es zunächst, aus der gefährlichen Lage zu entkommen. Ich wende und richte meinen Kurs so ein, daß wir hinter den Franzosen kommen. Dieser Versuch gelingt mir auch vollkommen. Immer und immer geben wir Höhensteuer, — jetzt sind wir ungefähr in gleicher Höhe mit dem Franzosen; er bemerkt dies und versucht, seitlich an uns vorbeizukommen.

Im gleichen Augenblick gibt mein Beobachter Feuer; ruhig fliegt der Franzose weiter. — — — Also ein Fehlschuß! Noch einmal schießen wir,

diesmal beide; ganz deutlich sehen wir, wie das Flugzeug erheblich hin und her pendelt; scheinend haben wir gut getroffen.

Der Franzose beginnt zu fliehen. Da seine Maschine schneller als die unsrige ist, folgen wir ihm nicht genau, sondern richten unsern Flug nach Norden, um ihm so den Rückweg zu verlegen. In rasender Geschwindigkeit sausen wir dahin. Eine Viertelstunde später kommt er zum zweiten Male in Sicht. Immer geringer wird sein Vorsprung, dicht heften wir uns an seine Fersen. Einige Minuten später haben wir ihn vollends eingeholt — etwa 80 bis 100 Meter stehen wir über ihm. Gelassen unser Ziel nehmend, ziehen wir unsere Pistolen und schießen ein-, zwei-, dreimal. Gespannt schauen wir unter uns — nichts hat sich ereignet; der Franzose und sein Apparat sind scheinbar noch immer heil und gesund.

Nun senden wir eine Bombe, und jetzt, nach einigen Sekunden, hören wir einen splitternden Krach. Ein- — zweimal noch bäumt sich das Flugzeug auf, dann stürzt es mit gänzlich eingeknickten Tragflächen in die Tiefe hinab.

Der Franzose hat aufgehört, dazusein. Während sich dieser Kampf in den Lüften abspielt, erhalten wir erneut von unten Feuer. Schnell stellen wir fest, wo wir uns befinden. Es sind eigne Truppen, die uns aufs Korn nehmen. Wahrscheinlich hält man uns für den Feind; wir fliegen niedriger, damit sie uns erkennen können.

Plötzlich schweigt das Feuer, man hat uns also erkannt. In steilem Gleitfluge landen wir, von den Unseren mit Hurra empfangen. Wir werfen noch einen letzten, dankbaren Blick auf unseren braven Doppeldecker; dann begeben wir uns in das Zelt des Divisionärs⁴⁰ und erstatten Bericht.

Magdeburgische Zeitung, Nr. 896, vom 3. Dezember 1914.

33. Fliegertod.

Eingefandt von einer Marine-Fliegerabteilung an die Kriegszeitung der 4. Armee (Nr. 36).

Eben stand er noch lachend und vergnügt mit uns zusammen auf dem Flugplatz, der kleine kriegsfreiwillige Fliegermaat⁴¹ Reuber. Nicht als ob es gegen die feindlichen Stellungen ginge, aus denen heraus ihm der Tod in vielerlei Gestalten droht, sondern mit der Freude, wie sie der herrliche Frühlingstag ganz von selbst schuf, stieg er in sein Flugzeug, als sein Beobachter herankam, der Fähnrich z. S. Crüger, gebückt unter der Last seines großen Photographenkastens. Es war ein Paar, wie füreinander geschaffen: beide klein, leicht, mit blanken, listigen Augen, mutig bis zur Tollkühnheit, die dabei gar nichts nach Beifall haschendes hatte.

Es war eine Freude zu sehen, wie spielend leicht sie starteten und stiegen, bis sie unseren Augen entschwanden. Durch Photographieren wollten sie wichtige Aufschlüsse über die feindliche Stellung einholen. Böß zerzaust

waren sie schon oft wiedergekommen; denn der Feind hatte sich schon die erdenklichste Mühe gegeben, sie durch Schrapnellfeuer zur Strecke zu bringen; aber in der Ausföhrung ihrer Pflicht hatten sie sich noch nicht stören lassen. Kein „Ausweichen“ oder „Kurbendrehen“ oder gar „Rehrtmachen“, ohne die Pflicht getan zu haben! Eiseru hielt er stets den Kurs durch, der kleine Reuber, und drehte trotz des heftigen Kreuzfeuers nicht ab, bevor nicht sein Beobachter ihm das Zeichen gegeben, daß er seine letzte Platte verbraucht hatte.

Wir dachten nichts anderes, als daß auch heute beide mit Erfolg zurückkehren würden, denn der sonnige Fröhlingsstag war ihnen ganz besonders günstig.

Mitten in ihrer Arbeit sahen sie sich plötzlich von einem großen feindlichen Flugzeug angegriffen, das mit einem Maschinengewehr bewaffnet war und, aus einer Wolke hinter ihnen auftauchend, sie auf kaum 100 Meter mit Feuer überschüttete. Reuber wurde schwer getroffen und das Flugzeug beschädigt, so daß es nicht mehr flugfähig war. Alle diese Vorgänge hatten sich in Sekunden abgespielt. Todwund, mit dem Bewußtsein, daß es mit ihm vorbei sei, war sein einziger Gedanke, den Kameraden und die Maschine mit ihrem kostbaren Inhalt an wichtigen Photographien zu retten. Im Gleitsflug ging es steil hinunter, und immer steiler und schneller. Zulezt ging die Fahrt fast senkrecht zu Boden, denn Reuber fühlte, wie ihn die Kräfte verließen, und er mußte sich beeilen, das Flugzeug zur Erde zu bringen.

Wir alle waren aufs höchste erstaunt, welche Energie und welchen heldenhaften Opfermut der kleine Reuber während seines Todeskampfes auf dem Wege zur Erde offenbart hatte. Mit voller Überlegung hatte er, trotzdem er buchstäblich wie ein Sieb zerschossen und ihm die linke Hand zerschmettert war, Gas und Zündung abgestellt, um zu verhindern, daß das Flugzeug Feuer finge, und hatte dann den Apparat wie auf dem Flugplatze hingesezt. Der Gedanke an seine Pflicht hatte keine Todesangst in ihm aufkommen lassen.

Als wir an die Notlandungsstelle eilten, fanden wir das Flugzeug bis auf die massenhaften Schußbeschädigungen unversehrt. Auch das Verhalten des Beobachters, des Fähnrichs zur See Grüger, war über alles Lob erhaben. Auch er verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart. Obgleich auch er erheblich verwundet war, packte er sein photographisches Handwerkzeug zusammen und sorgte dafür, daß die Aufnahmen der feindlichen Stellungen seinem Truppenteil überbracht wurden. Beiden ist ihr Heldentum gar nicht zum Bewußtsein gekommen; sie hielten ihr Tun für selbstverständlich. Leider mußten wir bald den Sarg des kleinen Reuber mit der Kriegsflagge bedecken, und noch jetzt, nachdem der Alltag über dies Ereignis hinweggegangen ist und andere Eindrücke uns bewegen, stehen wir nicht ohne Rührung und Ehrfurcht an dem Grabe unseres Kameraden, dem wir das Eiserne Kreuz wenigstens noch auf den Sarg haben legen dürfen.

34. Im Zeppelin über Feindesland.

Die Fahrt eines Zeppelin-Luftschiffes in Feindesland schildert in sehr anschaulicher Weise ein Unteroffizier eines Luftschiffer-Bataillons in der „Rudolstädter Zeitung“, wie folgt:

Kege Tätigkeit herrscht im Luftschifferhafen B. Tageshell ist das riesige Bauwerk erleuchtet, und scharfe, kurze Kommandos verraten fieberhafte Tätigkeit. „11,30 nachts Schiff fahrbereit!“ hatte der kurze Befehl gelautes, der den Offizier vom Dienst traf. Schwerfällig öffnen sich die Tore des Riesenbaus, in deren Öffnung man nun den Koloss eines Zeppelin-Luftschiffes in seiner riesenhaften Größe liegen sieht. Emsig sieht man jeden Soldaten seines Amtes walten. Mit einem Male ein kurzes Kommando, und die bis jetzt der Arbeit nachgegangen, stehen, in Trupps eingeteilt, am Schiffe verteilt. Noch einzelne kurze Kommandos folgen: „Achtung! Schiff abwiegen — Festhalten!“ und das Schiff liegt klar zur Fahrt. Ein kurzer Händedruck des Führers an den zurückbleibenden Offizier vom Dienst, dann das Kommando „Loslassen!“, und kerzengerade steigt der Riesenvogel dem Firmament entgegen.

Totenstille lagert über der Natur; nur der gleichmäßige Takt der Maschinen und das eintönige Surren der Propeller ist zu vernehmen. Eben meldet der Funker, daß Verbindungen mit den verschiedenen Radio-Stationen aufgenommen sind; ja selbst das Schwesterschiff „3. Nr. ...“, das sich ebenfalls auf der Fahrt in Feindesland befindet, hat sich verständigt. Das Ziel der Fahrt ist der Besatzung erst jetzt bekannt geworden. Der Morgen beginnt zu grauen, und längst haben wir unsere und die feindlichen Stellungen ungesehen und ungehört in einer Höhe von 1800 Meter überfahren; doch leichte Nebelschleier lagern noch über der Natur.

Am Pendelfernrohr⁴² sitzt der Offizier. Unaufhörlich das Auge am Fernrohr, und die Karte studierend, beobachtet er die unten liegende Natur, die eben im Erwachen begriffen ist. 2400 Meter zeigt der Höhenmesser an. Atemlose Spannung. Das Ziel unserer Fahrt liegt nicht mehr weit, wohl gar schon unter uns. Scharf hält der Steuermann den angegebenen Strich im Auge. Mit einem Male wird die Bombe Nr. 6 durch den Griff des Offiziers gelöst, dessen scharfes Auge schon eine ganze Weile durch das Pendelfernrohr auf einen Punkt gerichtet war. Ein dichtes, schwarzes Wölkchen, das durch das Glas zu erkennen ist, bezeichnet den Ort des Aufschlagens und der Verwüstung. Die Bomben Nr. 5 und Nr. 4 sind kurz nacheinander der ersten gefolgt, um dem Ziel und Ort, die ihnen bestimmt waren, zuzueilen. Der Offizier hatte den Bahnhof L., auf dem Truppenverladungen stattfanden, und die nahe Eisenbahnbrücke ins Auge gefaßt.

Kurz nach diesen Taten wurde es unter uns lebendig; man hatte uns jetzt in dem lichter werdenden Nebelschleier erkannt. Kleine, grauweiße Wölkchen verrieten, daß wir beschossen wurden; aber ohnmächtig fielen

diese uns zugebachten Liebenswürdigkeiten zur Erde zurück. Das Schiff hatte in diesen Augenblicken mit halber Kraft beigedreht und dann mit Vollampf voraus den Rückweg angetreten. Jetzt galt es größte Vorsicht; es war überdies 7,30 morgens, und wir konnten uns denken, daß durch den Draht unser Erscheinen längst der Front mitgeteilt worden war. Der Führer ordnete deshalb auch an, 100 Meter höher zu gehen, da das Gelände etwas bergig war. So befinden wir uns jetzt 2600 Meter über der Mutter Erde. Die eigentliche Arbeit und Aufgabe der Beobachtungsoffiziere ist erst jetzt zu tun. Unaufhörlich arbeitet der Photograph, der Stellungen, Geländeabschnitte und dergleichen auf die Platte bringt. Über dem feindlichen Stützpunkt S. wurden ebenfalls drei Bomben aus luftiger Höhe herabgesandt. Unaufhörlich schießt man auf uns; rechts, links und unter uns zerplazen die metallenen Grüße, die uns Tod und Verderben bringen sollen. Gewehrshüsse bemerkt man überhaupt nicht; sie vermögen wohl kaum annähernd zu uns heraufzukommen.

Jedem ist der Ernst der Lage auf dem Gesicht abzulesen, und rastlos arbeiten die Maschinen. Endlich haben wir — Gott sei Dank! die feindlichen Stellungen hinter uns; erleichtert atmet alles auf. Die Unrigen schwenken mit Tüchern aus ihren feuchten Höhlen. Sicher vor den feindlichen Geschossen gehen wir tief und tiefer und fahren in einer Höhe von 500 Meter dem schützenden Hafen zu.

Kriegschronik, Heft 12, März 1915.

35. Der Fernsprecher im Kriege.

... Dezember 1914.

Vorweg zum besseren Verständnis die Bemerkung, daß ich den Posten des Fernsprech-Unteroffiziers bekleide und daher auch die Aufgabe habe, die Kabelverbindung zwischen der Batterie und unserer meist weit vorgeschobenen Beobachtungsstelle zu schaffen und betriebsfähig zu erhalten. Der Fernsprecher ist von großer Bedeutung in diesem Feldzuge.

Wir erkundeten für uns eine schöne Stellung, merkten aber bald, daß wir von der feindlichen Artillerie nicht höflich begrüßt wurden. Das Fernrohr zeigt die ganzen Höhen jenseits mit Batterien besetzt, zum Teil mit schweren, eine neben der andern. Die müssen da oben weg!

Die Batterie fährt hinter einer Höhe am Waldestrand auf. Die Beobachtung kommt, drei Kilometer weiter vor, auf einen Bergesgipfel, nur den Himmel als Schutz über sich. Ich ahne schon allerlei, aber nichts Gutes. Schnell lege ich mit meinen Leuten die Leitung den kahlen Berg hinauf. Unbehelligt komme ich noch oben an und schalte meine Apparate ein; da — sie haben uns entdeckt, und die ganze Hölle bricht los! Es kracht und blüht und knattert: Schrapnell auf Schrapnell, Granate auf Granate kommt herüber. Ein Höllenlärm, und Erdschollen und Steine sausen uns um

die Ohren! Darin liegen wir, wie gesagt, frei, ohne Deckung. Aber — es ist ein Wunder — kein Geschöß trifft uns.

Nun soll die Batterie das Feuer dagegen aufnehmen; aber o weh! die Weisungen bleiben ohne Antwort; sie erreichen die Schießleitung nicht; die Drähte sind mehrfach entzwei geschossen. Und doch muß das mörderische Feuer zum Schweigen gebracht werden, und die Feldartillerie ist dagegen ohnmächtig, sie kann den Feind nicht erreichen. Also müssen die Mörser ans Werk.

Unser Major schreit aus seinem Loch heraus: „Warum feuert die X-Batterie nicht?“ — Antwort: „Leitung versagt, kaputt!“ — Major: „Sie sollen feuern, müssen feuern! Verbindung muß hergestellt werden!“ — Hauptmann: „Zawohl, Herr Major! Unteroffizier R.“

„Hier!“ Ich springe auf, der Schmutz fliegt mir um den Kopf, eine Granate ist wenige Meter von uns entfernt eingeschlagen. Ich mache einen mächtigen Sprung weiter und werfe mich zum Hauptmann auf die Erde. Der hat bald aufgeschrieben, was die Batterie wissen muß, damit sie erfolgreicher feuern kann.

„Hier, diese Befehle müssen zur Batterie an Leutnant F., und die Leitung muß in Tätigkeit sein!“ — „Zawohl, Herr Hauptmann!“ Ich wußte genug und sah den Weg von drei Kilometer durch das dichteste Strichfeuer vor mir. Keine angenehme Sache. Also Kabelsitzzeug und Befehl in die Tasche, dann los mit Gott! . . . Indessen, komme ich überhaupt bis zur Batterie? — „Herr Hauptmann! Wenn ich in dreiviertel Stunden mich nicht von unten durch die Leitung melde, so bin ich dabei geblieben, und es muß ein anderer los!“ — „Ja . . . wir wollen mal sehen.“

Ich trete den Weg an, eine längere Strecke zunächst auf allen vieren, und slide da und dort. Erheben darf ich mich nicht, sonst hat der Feind sicheres Ziel; ein paar Lagen hat er mir schon nachgesandt. Das lange Kabel — es sind nur noch kürzere oder längere Enden, und oft weit fortgeschleudert. Das Sliden ist eine Heidenarbeit. Während jeder kleinen Feuerpause eile ich, so schnell es geht, weiter. Immer wieder muß ich flicken, der Schweiß rinnt mir vom Kopfe.

Die Franzosen überschütten das ganze Gelände mit Granaten und Schrapnells. Ich befinde mich buchstäblich im tollsten Kugelregen; da — pass! — reißt mir ein Ausbläser⁴³ den Helm vom Kopfe herunter. Tausend noch mal, das ist aber arg! (Den so unsanft mitgenommenen „Hut des Königs“ habe ich sorgsam zum Andenken aufbewahrt.) Immer weiter! Ich springe bald hierhin, bald dorthin, stets das versifzte Fü . . . ü . . . t in der Luft und das Krachen und Niederprasseln der Schrapnellkugeln umher. Endlich ist die Batterie erreicht. Fünfzehnmal war die Leitung wieder zusammengeflickt worden. Alles staunt, mich lebend und heil hier erscheinen zu sehen.

Ich gebe meinen Zettel mit Befehlen ab und will etwas ausruhen. Da, nach kaum fünf Minuten, heißt's: „Die Leitung versagt!“ Ich muß denselben Weg zurückmachen, in demselben ununterbrochenen Feuer, und muß flicken.

Und das ist nochmals glücklich vollbracht! Ich bin heil oben wieder angekommen, aber einfach zusammengebrochen; ich konnte keine Luft mehr schöpfen.

Eine Viertelstunde habe ich hinter einem kleinen Hügel gelegen und Ruhe gehabt — o Schreck! wieder der Ruf: „Leitung kaputt!“

Noch mal dieselbe Aufgabe für mich, hin und auch wieder zurück, und nochmals — wider alles Erwarten — eine glückliche Lösung, die dann zu dem ersehnten Ergebnis führt.

Nachts 1 Uhr war vollbracht, was uns befohlen. Die feindlichen Batterien sind vernichtet, und der Weg für die Feldartillerie und Infanterie ist freigemacht. Das Eisene Kreuz war verdient.

Rheinisch-Westfälische Zeitung vom 28. Januar 1915.

36. Bei einer württembergischen Feldpost.

An der von hohen Silberpappeln umsäumten Landstraße zwischen Courtrai und Ypern, die zur großen Heerstraße geworden ist, steht ein ungeheurer Troß von Wagen und Kolonnen. Automobile sausen zwischen den unübersehbaren Wagenreihen durch, Pferdegetrappel vorübersprengender Meldereiter, Kavallerie, Infanterie, Artillerie, alle Waffengattungen, Angehörige aller deutschen Bundesstämme schwirren durcheinander, rasten für kurze Zeit — ein buntes Chaos und doch ein einheitlicher Wille und ein gemeinsames Ziel. Das Gedröhn der Kanonen und die Eile, mit der die Munitionskolonnen vorübersprennen, zeigen die Nähe des Schlachtfeldes an.

Unter den vordersten Wagenreihen ist ein großes, feldgraues Personenauto mit dem Reichsadler an der Seite und der schwarz-weiß-roten Flagge am Vorderteil von zahlreichen Truppen umlagert. Es ist kein eigentliches Kriegswerkzeug, das die Truppen hier im besonderen anzieht, und doch dasjenige Kriegsfahrzeug, dessen Standort am gesuchtesten ist, und dessen Tätigkeit allen Kriegsteilnehmern — den in der Front stehenden Kämpfern wie den Nichtkämpfenden im Feld oder in der Heimat — gleichermaßen zugute kommen soll. Ist es schon nicht immer möglich, allen Anforderungen zu Hause gerecht zu werden, die die Post an das Publikum und dieses an die Post stellt, um den Verkehr mit den im Felde stehenden Truppen herzustellen, wie soll dann die Feldpost die Mängel beseitigen, die bei der Aufgabe wie bei der Ankunft der Heimatpost schon mitlaufen?

Betrachten wir eine Feldpostanstalt draußen, so vermissen wir sofort alle die bequemen Unterkunftsmöglichkeiten, mit denen in der Heimat ein geregelter Betrieb hergestellt wird. Da fehlen für die kleinen Truppenteile

die Sammelfächer, für die großen geeignete Gestelle, in denen eine Übersicht des gesamten Anfalls möglich ist. Heute steht die Feldpost auf der Landstraße und ist auf ihr eigenes, räumlich beschränktes Auto und auf gut Wetter angewiesen, um im Freien arbeiten zu können. Morgen befindet sie sich in einem halbzerschossenen Gehöft, ein drittes Mal in der Kirche, wo vor allem Tische zum Sortieren der Post fehlen. Nur bei voraussichtlich mehrere Tage dauerndem Aufenthalt läßt sich eine passende Unterkunft auswählen. Dabei muß auch dort der Arbeitsraum so beschaffen sein, daß der Dienstbetrieb durchaus übersichtlich bleibt, damit im Falle eines plötzlichen Aufbruchs alles möglichst schnell in Sicherheit gebracht werden kann. Unser Postamt, das eine württembergische Division zu bedienen hat, ist zurzeit in einem Schloß untergebracht und verfügt über große und genügende Räumlichkeiten. Sehen wir uns den Betrieb in diesem „ideal“ eingerichteten Postamt an.

In der Mitte steht ein großes Billard, das sonst die Mußstunden des Schloßherrn und der Schloßherrin ausfüllen mußte; heute werden darauf die angekommenen Postfäcke entleert. Zu beiden Breitseiten des Billards sind Postbeamte beschäftigt, die Post schnellstens nach Truppenteilen zu scheiden, damit die seit Ankunft der Post durch die Schloßfenster ins Innere erwartungsvoll blickenden Soldaten bald befriedigt werden. Die Verteilung der ankommenden Post nimmt in der Regel zwei bis drei Stunden in Anspruch, da nicht selten 100 bis 200 Postfäcke gleichzeitig ankommen. Größer, als man gemeinhin annimmt, ist die Zahl der undeutlich adressierten Sendungen, durch die den Verteilern das Sichtungsgeschäft erschwert und den Empfängern die Liebesgabe verspätet, unter Umständen gar nicht zugestellt werden kann. Nach Ausgabe der verteilten Post liegen auf dem Billard Biskuitreste, Zigaretten, Zigarren, Pfefferminz und andere schöne Dinge, die schlecht verpackten Sendungen entfallen sind; sie kommen in einen Karton und werden dem Sammelpfatz für Leichtverwundete überwiesen. Links vom Billard steht die abgehende Post, durch die abholenden Truppen von der Front mitgebracht und nach der Heimat bestimmt. Nebenan sitzt ein Beamter und nimmt die abgehenden Postanweisungen in Empfang. Ein Blick auf die aufgestapelten kleinen Papiercheine und die Masse nagelneuen Silbergeldes zeigt, daß die Truppe mit ihrer Löhnung sparsam umzugehen weiß. Mindestens $\frac{3}{4}$ des erhaltenen Soldes wandert in die Heimat zurück. Die abgehende Post zeigt deutlich die Herkunft der einzelnen Regimenter. Wir sehen große Postfäcke mit der Bezeichnung Stuttgart, Württemberg usw., aber auch ganze Säcke mit der Aufschrift „Berlin“.

Nicht nur die Aufgabe und die Ankunft der Post bringen eine Menge von Besuchern; auch eine Reihe von Fragen wird an die Feldpostbeamten gestellt, deren Beantwortung nicht immer leicht ist, die aber möglichst befriedigend gelöst werden. Da kommt ein Leichtverwundeter und fragt nach dem nächsten Sammelpfatz, dort ein Meldereiter, der nach dem Stand-

ort eines Truppenteils fragt; da will einer wissen, wie es vorn an der Front aussieht; irgend ein Arzt findet Zeit, für seine Verwundeten um Zeitungen zu bitten; ein Offizier, der schon ein paar Stunden unterwegs ist, vermutet einen heißen Kaffee im Postamt und kann ihn auch meist bekommen. Klagen über die Feldpost hört man draußen bei den Truppen nicht. Die Soldaten sind vielmehr sehr häufig erstaunt darüber, zu hören, daß man zu Hause vielfach mit der Feldpost nicht zufrieden gewesen sei. Dies rührt wohl daher, daß man im Felde die Schwierigkeiten und die Gefahren, die mit dem Feldpostbetrieb verbunden sind, kennt, während man daheim die sicheren und bequemeren Einrichtungen der Heimatpost für die Beurteilung der Feldpost zugrunde legt in der offenkundigen Meinung, daß auch die Feldposten weitab vom Schusse seien. Das würde aber eine große Verspätung der Post und bedeutende Schwierigkeiten für die Abholung der Truppen bedeuten, weshalb Post und Armee-Kommando den Stand der Feldpost möglichst nach vorn verlegt haben. Die feindlichen Flieger, die weder die Rote-Kreuz-Fahne noch Lazarette schonen, haben erst recht keine Lust, die im allgemeinen recht günstigen Zielscheiben der großen Postwagen von ihren Geschossen auszunehmen. Die englischen Granaten pflegen den Standort des Postamts auch nicht zu scheuen und erscheinen meist dann, wenn sie am wenigsten willkommen sind, nämlich in später Nachtstunde.

Dank dem Zusammenwirken zwischen Feldpost und Feldheer erreichte auch die ungeheure Zahl der Weihnachtsgaben und Sendungen, die ins Feld hinausgingen, ihre Bestimmung. Geht es bei der Post gar zu sehr drunter und drüber, so helfen die Kommandos durch Abkommandieren von Hilfskräften, damit die Überfülle der Arbeit einen regelrechten Abfluß findet. Die Hauptsache ist, daß das geistige und materielle Band, das das Feldheer mit der Heimat verbindet, immer rege bleibt, und daß die Feldpost in die Heimat wie bisher das beruhigende Gefühl tragen darf: draußen geht es vorwärts.

Schwäbischer Merkur vom 12. Dezember 1914 (aus D. Große, Die deutsche Feldpost).

37. Etappendienst hinter der Front.

Wie ein gewaltiger Festungsgürtel zieht sich die Linie der kämpfenden Truppen von der Schweizer Grenze bis zum Isertanal. Das dahinter liegende feindliche, von uns besetzte Gebiet ist das Etappengebiet. — Jede Armee hat eine Etappeninspektion, an deren Spitze ein Generalleutnant steht; das Gebiet der Etappeninspektion zerfällt wieder in Etappenkommandanturen.

Die Etappe hat zunächst alles heranzuschaffen, was die kämpfenden Truppen brauchen: Munition, Waffen, Lebensmittel. An Truppen hat sie zu diesem Zweck, soweit nicht Eisenbahnen herangezogen werden können, Etappenmunitionskolonnen und -magazinkolonnen. Sie hat die Kriegslazarette zu halten, in die sie aus den Feldlazaretten

Kranke und Verwundete übernimmt, die sie dann in Verwundeten- und Krankenzügen nach der Heimat befördert. Aber das ist nur ein ganz kleiner Teil der ungeheuren Arbeitsleistung der Etappen.

Es ist sehr wichtig, daß die Verbindung zwischen der kämpfenden Truppe und der Heimat nicht unterbrochen wird. Im Jahre 1870/71 hatten wir sehr unter den Freischärlern zu leiden. Fortgesetzt mußten der fechtenden Truppe Bataillone und Schwadronen entnommen werden, die die Unruhen der Bewohner hinter der Front zu unterstützen hatten. Auf den Lokomotiven wurden Geiseln aus den durchfahrenen Ortschaften mitgenommen, um die Sprengung der Bahn zu verhüten. Im Jahre 1914/15 ist das Unwesen der Freischärler, das für die kämpfende Truppe so gefährlich ist und die feindliche Bevölkerung des besetzten Gebietes verwildern läßt, durch die vollständige Besetzung dieses Gebietes nach kurzer Zeit fast völlig verhindert worden. Man hat zu diesem Zwecke den Landsturm aufgeboden, der die Bahnen besetzt hält. An jeder Brücke, an jeder Über- oder Unterführung, an jedem Tunnel stehen Posten, und Patrouillen halten die Verbindung aufrecht. Ebenso ist es an den Kanälen. Besonders gefährdete Stellen sind durch Drahtverhaue geschützt. Dann muß die Bevölkerung im Zaume gehalten werden. Alle Waffen wurden abgegeben; wer eine Waffe unterschlägt, ist der Kugel verfallen. Der Verkehr zwischen den Ortschaften muß möglichst erschwert werden, damit es nicht zu Zusammenrottungen kommen kann. Deshalb wurden alle Fahrräder, Motorräder und Automobile beschlagnahmt. Jeder Franzose, der über 15 Jahre alt ist, hat einen Identitätschein⁴⁴, der vom Bürgermeister ausgestellt ist, stets bei sich zu führen. Jeder Wagenverkehr, soweit es sich nicht um Ackerbau, Handel, ärztliche Besuche, Fahrten zur Kommandantur usw. handelt, ist verboten. Nachts darf sich kein Franzose auf der Straße aufhalten; was als Nacht zu rechnen ist, bestimmt die Etappe. Wer sich nach einem Nachbarort begeben will, muß einen Erlaubnisschein haben, der auf einen Tag gilt und über den Weg und den Zweck der Reise Auskunft gibt. Nicht ungefährlich sind die zahlreichen französischen Deserteure, die in bürgerlicher Kleidung sich in ihrer Heimat aufhalten, sowie englische Versprengte. Sie werden als Kriegsgefangene abgeschoben; wird ihnen Spionage nachgewiesen, so werden sie erschossen. Drahtnetze in den Flüssen fangen manche Flaschenpost auf. Für die Ausführung der Befehle bürgt der Bürgermeister mit seinem Leben, die Gemeinde mit ihrem ganzen Besitz. Infolge der schweren Strafen, die über unbotmäßige Personen und Gemeinden verhängt wurden, ist die Ruhe gewahrt geblieben. Auch für diese Zwecke stehen den Etappen Landsturms- truppen zur Verfügung.

Zur Sicherung der Verbindungen tritt die Verwaltung des eroberten Gebietes. Dabei ist zu bedenken, daß mit der Besetzung des Gebietes alle Behörden aufgehört haben, zu bestehen. Es gibt keine Post mehr; seit Anfang August haben die Einwohner keinen Brief, keine Zeitung mehr erhalten. Seit Anfang August sind die Angehörigen von französischen Soldaten ohne Nachricht über deren Schicksal. Glücklich preisen sich die, deren Söhne kriegsgefangen in Deutschland sind; die haben Nachrichten. Es gibt kein Gericht mehr, keinen Eisenbahnverkehr, keine Steuerbehörde, keine Verwaltung, kein Schulwesen. Und was die Sachlage noch mehr erschwert, ist der Umstand, daß nicht nur die Beamten fast alle fortgelaufen sind, sondern auch die große Mehrzahl aller Menschen von Bildung und Besitz, die ehrenamtlich irgendwie im Staats- oder Gemeinbedienst tätig waren. Leider ist auch die Mehrzahl der Ärzte geflohen. Auch hier tritt die Etappe ein. Sie hat nur die untersten Verwaltungsbehörden bestehen lassen: die Ortsvorsteher und Bürgermeister, die unter dem Etappenkommandanten stehen und gewöhnlich alle Wochen zu erscheinen haben und durch ein Amtsblatt die Befehle erhalten. Alle anderen Verwaltungsgeschäfte werden von der Etappenkommandantur besorgt, die Regierung, Gerichtsbehörde, Steuerbehörde, Schulbehörde, — kurz alles in allem ist. Deutsche Militärärzte behandeln die französischen Kranken. Kriegsgerichtsräte sprechen Recht. Sogar die Volksschulen hat man wieder eröffnet. Als die Franzosen in den unbefetzten Teilen Frankreichs einen neuen Jahrgang Rekruten aushoben, hat die deutsche Verwaltung in den besetzten Gebieten das gleiche getan. Teilweise sind diese jungen Leute zu Hause und müssen in „Kontrollversammlungen“ ihre Anwesenheit dardun, teilweise sind sie in Jugendgefangenabteilungen gesammelt worden und bauen Straßen, bessern Eisenbahnen aus usw. „Militärische Jugendheime“ nennt sie der Soldatenwitz, und der nicht mehr feld-dienstfähige Unteroffizier, der die französischen Rekruten kommandiert und zu deutscher Sauberkeit und Ordnung anhält, nennt sich „staatlich bestellter Jugendpfleger“.

Die kämpfenden Truppen brauchen ungeheure Massen von Lebensmitteln. Die Franzosen haben in den kleinen von ihnen besetzten Gebieten alles verwüstet; die Deutschen behandeln alles pfeleglich, um es dem Heere dienstbar zu machen. Soweit die Bevölkerung es nicht als Nahrung braucht — sie wird nach der Seite streng beaufsichtigt und ist auf Rationen gesetzt worden —, wird alles beschlagnahmt: Rüben, Getreide, Stroh, Vieh, Säcke, Kupfer, Messing, Nußholz, Wein für die Lazarette usw. Zahlung dafür wird mit Scheinen, sog. Bons, geleistet, die auf die französische Regierung oder die Gemeinden ausgestellt sind und von diesen später eingelöst werden

müssen. Tausende von Stück Vieh, die der Heeresverwaltung gehören, sind auf die Gemeinden verteilt worden, damit sie auf französischen Weiden gefüttert werden; bleibt doch das Vieh hier fast den ganzen Winter draußen. Fällt ein Stück durch Schuld des Bauern, so ist Ersatz zu leisten. Um die Ernährung sicherzustellen, müssen die Felder bestellt werden, und zwar nur mit Getreide, Kartoffeln und Viehfutter. Die städtische Bevölkerung muß Gemüse bauen und erhält dazu Sämereien aus Deutschland, natürlich gegen entsprechende Bezahlung. Wer nicht bestellt, wird bestraft. Herrenlose Besitzungen bestellt der deutsche Soldat, wofür die Ernte beschlagnahmt wird. Die Munitionskolonnen und Magazinkolonnen sind teilweise nicht voll beschäftigt, da die Eisenbahnen an ihre Stelle treten. Deshalb fahren die Artilleristen oder Trainreiter Dünger, pflügen und säen und kommen wie daheim abends pfeisend nach Hause von ihrem „Pflugplatz“, wie sie es scherzend nennen. Deutsche Dreschmaschinen aus Magdeburg dreschen Korn, und mancher französische Bauer lobt die deutsche Säemaschine, die die Etappe ihm zur Verfügung gestellt hat. Die französischen Dörfer sind im allgemeinen schmutzig und unsauber; ist doch der Typhus in Nordfrankreich zu Hause. Man muß aber ein Dorf sehen, in dem deutsche Einquartierung den Bürgermeister zur Ordnung und Sauberkeit anhält, oder ein deutscher Unteroffizier die Jugendgefangenen Ordnung halten läßt, und das Herz geht einem auf vor Freude über deutsche Arbeit.

Dicht an der Front muß die französische Bevölkerung nach rückwärts befördert werden, weil die Franzosen rücksichtslos in ihre eigenen Dörfer hinter unserer Front schießen. Es fehlt diesen Leuten an Nahrungsmitteln; auch sind sie häufig nicht ungefährlich, da sie Spionage treiben können. Die Etappe übernimmt sie und schiebt sie über die Schweiz nach Südfrankreich ab. Zunächst freilich werden sie einige Zeit im Etappengebiet untergebracht, und die Etappe hält streng darauf, daß die Gemeinde gegen Vons das nötige Fleisch und Brot, die nötige Milch für die Kinder liefert. Diese Leute von der Front her wissen auch vielleicht noch zu viel; man kann sie deshalb nicht sofort in Gebiete schicken, die noch in der Hand der Franzosen sind. Sie müssen in „Nachrichtenquarantäne“.

So bringt jeder Tag der Etappe neue Fragen, neue Arbeit, neue, große Leistungen. Darum muß hier vor allem fleißige und tüchtige Arbeit geleistet werden, vom weitschauenden Inspekteur mit seinem Stabe an bis zum grauhaarigen Landsturmann, der nicht selten schon Söhne vorn im Schützengraben hat.

Leutnant Braune, Rgl. Seminardirektor. (Originalbeitrag.)

3. Wahres Heldentum.

38. Ein wirklicher, wahrhaftiger Held.

Die vergangene Nacht durfte ich einmal wieder unter Dach auf Stroh schlafen. Als ich heute früh aus dem Fenster sah, wurde gerade ein junger Dragoner-Offizier, anscheinend schwer verwundet, auf einer Karre vorbeigefahren. Er sah furchtbar elend im Gesicht aus und schien gänzlich erschöpft. Der beißigende Sanitäter fragte, ob ich nicht einen Kognak oder etwas Milch hätte. Ich konnte, Gott sei Dank, beides bringen und ging selbst hinaus, um mit dem Kameraden zu reden.

Man denke: Bei einem Patrouillenritt kriegte er einen Schuß durch beide Oberschenkel; links eine Fleischwunde, rechts Knochensplinter. Er fällt vom Pferde, das, auch verwundet, wegrast. Seine drei Begleitdragoner sind sofort tot. Er liegt da, unfähig, sich fortzubewegen. Am andern Morgen hört und sieht er, daß er zwischen zwei Fronten liegt. Vorn sitzen die Franzosen fest im Schützengraben und hinten die Deutschen. In der Nacht hatten die Parteien diese Stellungen eingenommen. Aber das Furchtbare ist, daß er auf nur 100 Meter nahe bei den Franzosen liegt, aber etwa 600 Meter von den Deutschen entfernt. Nun geht von beiden Seiten das Schießen los. Die Infanteriekugeln sausen dicht über ihn weg; auch die deutsche Artillerie beschießt den französischen Schützengraben. Nun weiß er genau: Wenn unsere Artillerie nur 100 Meter zu kurz schießt, was bei Entfernungen von 4000 Metern vorkommen kann, dann liegt er mitten im Feuer der eigenen Truppen. Richtig reißt eine deutsche Schrapnellkugel ihm ein winziges Stückchen aus dem rechten Ohr. Vorwärts oder rückwärts sich bewegen, ist unmöglich, weil er den Schenkel nicht rühren kann. Er muß also warten, bis eine von beiden Parteien den Gegner zurückwirft, vorgeht und ihn findet. Und gerade an dieser Stelle dauert die Sache sechs mal 24 Stunden. Man denke: Sechs Tage und sechs Nächte liegt der Leutnant da bei ununterbrochenem gegenseitigen Schießen.

Ich fragte, wovon er gelebt habe. „Ab und zu an einem Rübenblatt geknabbert.“ Wenn man das überlegt, — welche Leistung für Körper und Seele — einfach nicht zu beschreiben! Am siebenten Tage machten dann unsere Truppen einen Sturmangriff und warfen

die Franzosen. Das war morgens früh 5 Uhr. Dabei wurde er gefunden und sofort zurückbefördert. Der junge Kamerad konnte weder das Gläschen noch die Milchtasse zum Munde führen und war rührend dankbar, als ich es ihm tat. Dabei hat er weder gemurmelt noch geprahlt, sondern einfach Tatsachen berichtet mit eiserner Ruhe. Da hab' ich einen wirklichen, wahrhaften Helden gesehen.

Kölnische Volkszeitung.

39. Der Handstreich auf Fort Malonne.

Leutnant Otto von der Linde, der erste Leutnant, der seit 1866 den Orden Pour le mérite erhalten hat, schildert den Handstreich auf das Fort Malonne, das zum Festungsgürtel von Namur gehört und am 24. August von ihm mit vier Mann genommen wurde, mit folgenden Zeilen an seine Eltern:

Ich mußte mit 500 Mann auf ungedecktem Gelände auf das Fort losgehen. Überall starteten mir Schießscharten entgegen, aus denen es jede Sekunde losknallen konnte, und wenn das nicht, so konnte ich auf eine der vielen Minen treten, die ringsum lagen. Von allen Offizieren, die sich freiwillig dazu gemeldet hatten, wurde ich ausgesucht. Ich nahm von meinem Zuge nur vier Mann mit, und im Gänsemarsch näherten wir uns dem Fort. Hinein konnte ich selbstverständlich nicht, weil die große Brücke über den großen Wassergraben zurückgezogen war. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an, redete ihm vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie draußen im Walde stände und das Feuer sofort erfolgen würde, wenn noch eine Minute mit der Übergabe gewartet würde. Der Kommandant ließ die Brücke herunter, und wir betraten das stark befestigte Fort. Ich ließ jeden einzeln hervortreten. Wir untersuchten sie, die Waffen mußten sie im Fort lassen. Meine vier Leute hatten das Gewehr im Anschlag. Der Kommandant des Forts Malonne übergab mir seinen Säbel. Dann ließ ich die Belgier in eine Ecke treten, damit sie nicht sehen konnten, wer hereintrat. Außer dem Kommandanten nahm ich fünf Offiziere und zwanzig Mann gefangen. Die übrigen vierhundert waren schon vorher geflohen.

Ich ließ nun meinen Zug nachkommen. Die Gesichter der belgischen Offiziere hätten Ihr sehen sollen, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen. Ich holte die belgische Flagge herunter, und meine Leute verfertigten aus einer belgischen Hose, einem Hemd und einer roten französischen Bauchbinde eine deutsche Fahne und hielten sie. Vorher hatten wir den Weinkeller aufgemacht und ließen beim Aufziehen der Fahne ein paar Sektorken knallen. Bis zur Ablösung mußte ich das Fort, das gänzlich unbeschossen war, festhalten. Ich

eroberte hier vier 21-Zentimeter Kanonen und eine Anzahl Geschütze kleineren Kalibers, über hundert Gewehre und Pistolen, 500 Granaten und mehrere tausend Gewehrpatronen. Ich wurde erst am nächsten Morgen abgelöst.

Nach Dr. J. Nieden. (Selbentum im Weltkriege 1914.)

40. Der tapfere Bayer.

In mehrtägigem heißen Ringen hat unsere Brigade das Tal von S. bis M. vom Feinde gesäubert. Noch hielt er den Grenzpaß zwischen dem französischen und dem deutschen Elsaß fest in der Hand. Tiefe, gut gedeckte Schützengräben ziehen sich über den ganzen Kamm des Gebirges hin. Feindliche Batterien warten in vorzüglich gewählten Stellungen auf todbringende Arbeit. Die Franzosen halten ihre Stellungen für uneinnehmbar. Aber für unsere braven Bayern gibt es dieses Wort nicht. Mit beispielloser Kühnheit und Unerblichkeit stürmen sie in der sengenden Glut der Augustsonne gegen die Höhen an. „Hätte ich solche Soldaten in meiner Stellung gehabt,“ sagte mir später ein französischer Kapitän in tadellosem Deutsch, „so wären Sie nie heraufgekommen.“ Und ich glaube es ihm gern; denn jeder von den wackeren Feldgrauen ist ein Held. Und wenn auch nicht jeder Gelegenheit hat, eine weithin leuchtende Tat zu vollbringen, so sind wir doch längst von der Meinung abgekommen, daß in der Zeit der Massenhete der einzelne in der Menge verschwinde. Ich habe im Laufe des Krieges mit eigenen Augen von einfachen Reservisten und Landwehrleuten, die daheim Frau und Kinder haben, Taten mit solchem Schneid und Heldennut vollbringen sehen, daß sie wert sind, mit goldenen Buchstaben in das Buch der Geschichte geschrieben zu werden. Und so oft ich an den 24. August, den Tag der Erstürmung des Passes denke, erinnere ich mich des wackeren Reservisten der 1. Kompanie unseres Bataillons, Jakob Zimmermann aus Nürnberg, der, kaum 80 Meter vom Feinde entfernt, zwischen vier gefallen Kameraden lag und allein der Übermacht standhielt.

Hinter sich das schützende Dickicht des Waldes, das ihn den Blicken des Feindes entzogen hätte, lag er hinter einem kleinen Erdaufwurf, der nur wenig Deckung bot, 100 Meter abseits vom linken Flügel seiner Kompanie. Ich konnte von meinem Platz aus deutlich beobachten, wie die Franzosen sich den Wackeren aufs Korn nahmen. Aber was kümmerte es ihn! Zurückspringen ins Dickicht? Niemermehr! Die Kompanie will ja vorwärts, die Paßhöhe erstürmen! Und Schuß um Schuß, jeder wohlgezielt, geht hinüber in den feindlichen Graben. Plötzlich bemerke ich, daß der Tapfere sich von dem vor ihm liegenden Feind abwendet und nach einem halbblinks vorwärts liegenden Walde das todbringende Blei schießt. Aus diesem ist ein französischer Offizier mit etwa 60 Mann hervorgebrochen, um einen vorbereiteten Schützengraben zu besetzen, der genau in unserer linken Flanke

liegt. Kaum bin ich mit der Gefahr bewußt, die unserer Kompanie droht, da sehe ich schon den französischen Führer, von einer Kugel unseres wackeren Kameraden getroffen, zur Erde sinken. Die meisten Rothosen nehmen schleunigst Reißaus, nur wenige Beherzte laufen ohne ihren Führer in die angewiesene Stellung. Von dort eröffnen sie aus nächster Entfernung ein heftiges Schnellfeuer auf den allein liegenden Bayern. Zwar sendet dieser noch einige Schüsse hinüber, aber lange hält er es in dem Kreuzfeuer nicht mehr aus. Ich sehe noch seinen Kopf zur Erde sinken, als ich mit unserem Bataillon zum Sturme vorgehe. Kaum waren die feindlichen Stellungen auf der ganzen Linie in unserem Besitz und den fliehenden Franzosen einige Bleigrüße nachgesandt, da trieb es mich zu dem tapferen Beschützer unserer linken Flanke. Ich fand ihn bewußtlos mit zerschmettertem Arm, und rot rann das Blut aus Hüft- und Schenkelwunde. Als der Wackere abends im Lazarett zu M. aus seiner Ohnmacht erwachte, waren ihm die Wunden sorgfältig verbunden. Den Arm hatte ihm die ärztliche Kunst freilich nicht retten können, er war abgenommen worden. Vor kurzem traf ich den Helden, geschmückt mit der goldenen Tapferkeitsmedaille, in der Garnison wieder. Teilnehmend erkundigte ich mich nach seinem Befinden und suchte ihn über den Verlust seines Armes zu trösten. Leuchtenden Auges erwiderte er: „Den habe ich gern für mein liebes Vaterland hingegeben. Und wenn ich auch meinen Beruf nicht mehr ausüben kann, so wird sich schon ein Edel denkender finden, der für einen armen Kriegsinvaliden Beschäftigung hat.“

„Der Krieg 1915“, Nr. 18, vom 3. Mai 1915.

41. Von der Schulbank ins Feld.

Das „Berliner Tageblatt“ erzählt die Erlebnisse eines jungen Hamburger Gymnasiasten, der mit 17 Jahren ins Feld zog und sich wegen seiner vortrefflichen Leistungen das Eiserne Kreuz erwarb. Der jugendliche Held hatte aus eigenen Ersparnissen sich ein Motorrad gekauft und sich dann der Seeresleitung zur Verfügung gestellt. Man nahm ihn ohne langwierige Ausbildung an, und ein paar Tage später war er als kriegsfreiwilliger Motorfahrer in Feindesland.

Einmal kam ein besonders heißer Auftrag. Er soll so rasch als möglich einem Truppenteil eine Meldung bringen und muß dabei — Flieger haben es festgestellt — ein Gelände durchqueren, auf dem der Feind steht. Viel hängt vom Gelingen des kassen Streiches ab. Der brave Junge wagt's. Er braust los. Richtig, da fauert im Rübenfeld der Feind. Wie roter Mohn leuchten die Hosen zwischen den glänzenden, grünen Blättern. Drauf und durch! Quer durchs Feld läuft die Landstraße. Der Motor knattert wild in allen Gelenken. Fauchend, puffend entweichen die Gase. Die Franzosen im Rübenfeld heben die Köpfe. Aber keine Flinte geht los. Der Kerl auf dem Motorrad — man sieht nur eine wirbelig rasende Masse — ein Preuße?

Wahnwitziger Gedanke! Schon ist er weit, und die paar französischen Deutnants, die ihm bedenklich nachschauen, sehen nur noch eine dampfende Wolke von Staub und ausgespritzter Erde. Glücklicherweise erstattet er die mündliche Meldung und jagt mit der Antwort zurück. Den gleichen Weg. Rechts und links die Franzosen im Rübenacker. Jetzt aber erkennen sie ihn, den feldgrauen, rasenden Deutschen. Hundert Gewehre fliegen an die Waage. Kugeln singen, Flüche wettern . . . aber kein Geschöß und kein Fluch wirft den tausenden Motorreiter aus dem federnden Sattel. Die Aufgabe ist glänzend gelöst. Die Kameraden schütteln ihm, Bewunderung und Neid im Herzen, die Hand; der Leutnant gibt ihm einen Kuß, und der Hauptmann klopf ihm die heiße, rote Waage. Und ein paar Tage später steckt er ihm das Eiserne Kreuz an die Brust.

Noch eine Woche ging hin, dann traf ihn eine feindliche Kugel. Wieder soll er eine Meldung überbringen, diesmal eine Landstraße entlang, die innerhalb der Reichweite feindlicher Schützenketten liegt. Ihm ist, als müßte er an einer endlos langen Wand vorbei, aus der sich die Kugeln über ihn ergießen. Wie eine von ungeheurem Sturmwind getriebene Staubwolke rast er über die Straße. Und durch die Wolke sausen die Kugeln. Ein scharfer Knall, ein wildes Zischen — der Gummireifen des vorderen Rades ist zerflossen. Im selben Augenblick spürt er einen harten Schlag gegen den Fuß. Getroffen! Verloren! Mit letzter Anstrengung stellt er den Motor ab, lenkt in den Graben und wirft sich mit dem Rad hinein. Mögen die Franzosen glauben, sie hätten ihn totgeschossen. Da liegt er nun mit zerschmettertem Fuß ein paar Stunden lang, bis ein Kamerad ihn findet. Der bringt zuerst das Motorrad in Sicherheit, da dieses notwendiger sei als ein angeschossener Soldat. Dann kommt er wieder und trägt den jungen Helden ins Feldlazarett. Nun ist er wieder in Hamburg, geht humpelnd am Stock und wird wahrscheinlich bald wieder auf der Schulbank in der Prima sitzen. Und wenn er aufsteht, um auf Geheiß des alten, grauen Oberlehrers etwa eine Strophe aus Horaz herzusagen, wird auf seiner Brust das Eiserne Kreuz leise klirren.

Nach Dr. J. Nieden. (Selbentum im Weltkriege 1914.)

42. Trittschen.

Als ich heute in der Sonne saß, vor mir den kleinen, stockfleckigen Band, den ich mitgebracht hatte, hörte ich den fröhlichen Lärm der nach Hause strömenden Schulkinder. Über die Mauer, die den Lazarettgarten von der Straße scheidet, drangen hell und ungestüm ihre frischen Stimmen in die ruhige Luft. Ein junges Lachen klang so herzlich von weitem, daß ich den Kopf gewandt habe, um zu sehen, wo der vergnügte Junge steckte. Aber mein Blick traf nur die stille Mauer, die mich von der Welt da draußen trennt.

Wie lange ist es her, da habe ich selber solche lustigen Buben unterrichtet! Es scheint mir immer, als lägen viele Jahre dazwischen und nicht nur wenige

Monate. Ich kann es manchmal noch schwer verstehen. Die Leute sind alle rührend gut zu mir und den andern. Ich rede mit ihnen, und der Arzt macht jedesmal einen Witz: Die Verwundung sei nicht gefährlich, Hand- und Armschuß; im schlimmsten Falle könne eine leichte Steifheit zurückbleiben. Aber das Seltsamste ist, daß ich es immer wie eine stille, unsichtbare Mauer um mich habe. Und wenn ich sagen sollte, was ich den ganzen Tag tue, so müßte ich bekennen, daß ich mich immer wundere. Ob das noch andern so geht, weiß ich nicht. Ich wundere mich, daß die Kinder so fröhlich sind. Ich wundere mich, daß ich täglich mein schönes, warmes Essen vorgesetzt bekomme — auf die Minute pünktlich wie alle andern. Ich wundere mich, daß jeder das als selbstverständlich betrachtet. Ich wundere mich, daß ich selber hier sitze und noch immer mit meiner alten Stimme spreche.

Dabei habe ich nichts erlebt, was nicht jeder andere im Felde auch erlebt hätte. Ich habe keine Heldentat getan und habe nichts weiter zurückgebracht als Wunden und dieses kleine, abgerissene Buch, in dem ich noch immer am liebsten lese. Mit dem „Faust“ bin ich ausgezogen, mit dem „Neuen Testament“ bin ich heimgekommen.

Einer meiner Leute hat es mir geschenkt, ein Landwehrrmann, der von Hause aus Schuster war. Dem gehörte es. Er war ein ruhiger Mensch mit versteckten Augen, der mir zuerst gar nicht weiter auffiel. Die Kameraden hänselten ihn erst; aber er ließ es sich nicht anfechten, nahm es nicht übel und zog während der Rast den kleinen Band hervor. In manchem Chausseeegraben habe ich ihn so sitzen sehen, wie er, mitten unter Gespräch und Gelächter gleichsam abgeschlossen, in dem Büchlein las. Er hatte die Angewohnheit, mit den Lippen lautlos die gelesenen Worte nachzuformen, und wenn er eine Seite umschlug, machte er vorher den Finger naß. Die Leute hatten ihm aus irgend einem Grunde den Spitznamen „Trittchen“ gegeben, und als er ruhig darauf hörte, als er ohne viel Wesen seinen Mann stand und sich doch in seinen eigensten Sachen nicht beirren ließ, da begannen die Hänseleien immer seltener zu werden, und ein paar Ältere hielten sich mehr und mehr zu ihm.

Ich wurde zum erstenmal auf ihn aufmerksam, als ich ein paar seltsame Worte von ihm vernahm. Er hatte nämlich wunderliche Lieblingsätze, die er mit einer gewissen Ergriffenheit zu wiederholen pflegte. Als wir den ersten Kanonendonner hörten, nickte er ein paarmal mit dem Kopfe und sagte, mehr zu sich als zu den Nebennännern: „Das ist Gottes Wunderwagen, der durch die Welt rumpelt!“ Und in diesem Augenblick, wo wir mit angehaltenem Atem lauschten und vielen ein menschliches Bangen durchs Herz glitt, klangen die irgendwo aufgelesenen Worte so merkwürdig groß und eindringlich. Es hat auch keiner damals gelacht.

Nun, der „Wunderwagen“, der Schrecken und Tod spie, rumpelte näher. Er rumpelte über Dörfer, die in Flammen aufgingen; er rumpelte über Gerechte und Ungerechte; er zog über unsere Häupter, schlug seinen eisernen Hagel nieder und riß viele so gewaltig hin, daß sie niemals wieder aufzustehen begehrt und in Ewigkeit kein Wort mehr sagen konnten. Wir andern aber sind in seinem Rollen vorwärts gegangen, oft taumelnd vor Müdigkeit, vorbeistürmend an Not und Tod

und unaussprechlichem Jammer, Gruben für die Toten und Gräben für die Lebenden grabend, ohne Gedanken an gestern und morgen. Schoben sich dann einmal Ruhetage dazwischen, so saß Trittchen unfehlbar vor seinem Buche. Er las niemals lange, manchmal nur ein paar Minuten. „Ich hol' bloß Atem“, sagte er einmal. Und allmählich begann dieser und jener, sich den Band von ihm auszuborgen. Zuerst heimlich; die Leute schämten sich ein wenig. „Gib mal her, Trittchen,“ brumnten sie wohl, — „es ist sonst gar zu langweilig.“ Und das Schusterchen nickte und gab — nahm zurück und nickte wieder. Alles ganz sachte, ohne zu fragen oder sich mit einem Rat aufzudrängen.

Da geschah es, daß wir wieder einmal vorgezogen wurden und uns eingraben mußten. Fast zehn Tage lang lagen wir auf 400 Meter Entfernung dem Feinde gegenüber. Es regnete den Tag, es regnete die Nacht. Das Stroh faulte; feucht und verdeckt hockten wir unter dem grauen Himmel. Nur im Schutze der Dunkelheit konnte von den Feldküchen das Essen herangeholt werden; es war kalt, wenn wir es bekamen. Und als das immer so weiterging, da war es, als löste sich fremd und schmerzlos wie ein Kleid alles von uns ab, was wir früher gewesen waren und was wir hinter uns zurückgelassen hatten. Es sank schattenhaft in irgendwelche Dämmerung. Nahe war uns der Feind und der Tod; aber fern, fern lag das Leben, aus dem wir gekommen waren. Man konnte sich nicht mehr vorstellen, daß man vielleicht einst zu ihm zurückkehren würde. Man hatte auch kaum noch Sehnsucht danach; es ward gleichgültig und unverständlich.

Manchmal des Abends, wenn die Knallerei für ein paar Stunden aufgehört hatte, zog ich noch mechanisch meinen „Faust“ hervor und versuchte zu lesen. Wir hatten uns in einer kleinen Bodenerhebung einen mit Bohlen verklebten Höhlenraum eingerichtet, dessen Zugang schwierig, der sonst aber ganz behaglich war. Bei einer Äthyllenlaterne hab' ich an einem Tisch aus Kistenbrettern im „Faust“ geblättert; aber es kam eine Stunde, wo er mich verließ. Er sank langsam mit der Welt zurück, aus deren schönsten Säften und Kräften er gewonnen ist, und in einer wunderlichen Beklemmung hob ich den Blick von den Seiten.

Da kam gerade, ruhig und bescheiden wie immer, Trittchen dazu. Er setzte sich in einiger Entfernung nieder, so daß er eben noch einen Lichtstreifen der Äthyllenlaterne erhaschte, und begann nach seiner Art an einer beliebigen Stelle seines Büchleins zu lesen. Und wie er so ganz abgeschlossen und ruhig da saß, den Zeigefinger flüchtig an die Lippen führte und umblätterte, die Seite noch einmal zurückwandte und völlig ausgefüllt war von den Worten, die er ausnahm und tonlos nachbildete, — da ergriff mich fast ein Neid und dazu das Verlangen, jenes Buch, das ihn so gelassen machte, auch einmal in Händen zu haben. Ich fragte ihn nachher, ob wir nicht einmal wechseln wollten. Er gab mir freundlich mit seinem kurzen Kopfnicken das Neue Testament herüber; aber als ich ihm das Heftchen mit dem „Faust“ reichen wollte, dankte er und nahm es nicht. Das ärgerte mich sekundenlang, so daß ich ihm klar machte, welches Werk er zurückwies. Doch er blieb auch dann bei seiner stillen Ablehnung. Er wollte nicht mehr lesen. Das drückte er wieder in seiner merkwürdigen Art aus. Er sagte nämlich: „Ich bin satt.“

So habe ich denn nun in seinem Bändchen geblättert, das durch die Hände so vieler Landwehreute gegangen war und überall ihr Fingersiegel an sich trug. Nach einer Weile gab ich es ihm zurück und wollte ein paar Stunden ruhen. Doch es kam nicht dazu; denn aus irgend einem Grunde setzte das Schießen ein und dauerte fast die ganze Nacht ohne Unterbrechung an. Wahrscheinlich glaubte jede Seite, daß der Feind einen Angriff plane. Erst im dichten Morgennebel wurden wir abgelöst. Fröstelnd tappten wir im Zickzack durch die Verbindungsgräben zurück. Da erhielt ich die Nachricht, daß ich zum Oberlehrer ernannt sei. Zum Oberlehrer! Und hier erfuhr ich es! Monatelang hatte ich sehnüchtig darauf gewartet. Aber nun war es mir bloß erstaunlich, als griffe eine versunkene Welt, mit der ich jede Verbindung verloren hatte, noch einmal nach mir herüber. Und zum erstenmal befiel mich jenes Verwundern, das mich jetzt auf Schritt und Tritt begleitet. —

Wie die Toten haben wir den Tag über geschlafen. In der Dunkelheit wurden wir dann wieder nach vorn gezogen. Aber als ich nachts an dem Kistentische in unserem Unterschlupf saß, kam Trittchen heran und brachte mir sein Buch. Er war sehr verlegen; er bot es sonst niemand an. Ich nickte ihm zu und legte es auf den Faust; ich habe wohl auch die Bemerkung gemacht, daß ich nun nicht verderben könne. Da sagte er ruhig: „Meins ist besser“ und kroch in den Schützengraben zurück.

Diesmal las ich länger. Es dämmerte mir, was der kleine Schuster meinte, als er vom Atemholen und Sattwerden sprach. Gegen Morgen aber verblüffte er uns mehr als je. Schon am Abend hatten wir hier und da ein klagendes Gebrüll gehört. Es waren einzelne Kühe, die aus den verlassenen und zerschossenen Dörfern kamen. Nun, im Frühnebel tauchte plötzlich hinter uns ein Schatten auf. Doch statt jeder anderen Antwort ward unser Anruf mit einem dunklen Muehen beantwortet. Die Leute lachten; es war eine Kuh, die instinktiv die Nähe der Menschen suchte und breitbeinig, noch einmal schmerzlich aufbrüllend, mit dem entzündeten und aufgetriebenen Euter heranschaukelte.

Mit seinen versteckten Augen sah Trittchen immer wieder zu ihr hin. Dann fragte er mich, ob er wohl hingehen und helfen dürfe. Ich habe ihn angeguckt, als ob er verrückt wäre. Wenn sich nur ein Schatten über den Graben erhob, knallte es schon von drüben herüber, und oft genug hatten sich die Leute den Spaß gemacht, ein Brett hochzuhalten, das sofort durchlöchert wurde. Nun schützte um diese Zeit allerdings der Nebel; aber schließlich konnten jeden Augenblick einmal ein paar Kugeln herüberpfeifen. Doch Trittchen machte nur eine Kopfbewegung: „Es muß ihr schrecklich weh tun!“ Und als ob er mir den Einwand von den Lippen läse: „Es ist auch nicht gefährlich. Mir passiert da nichts.“ Ich war verblüfft. „Sind Sie so sicher?“ — „Ja“, sagte er bescheiden. Da zuckte ich die Achseln und wandte mich ab. Ich mußte, daß er recht behalten würde. Ich hätte meinen Kopf dafür verwettet, daß ihm nichts geschah.

Es geschah ihm auch wirklich nichts. Er kletterte aus dem Graben und befreite die Kuh von ihrer schmerzenden Last. Ich sehe noch immer das Bild im Nebel vor mir. Es war wie ein Schattenspiel. Dann gab er dem Vieh einen Klaps, daß es sich trollte, und kam heiter zurück. Von drüben war kein Schuß gefallen.

Man konnte leicht merken, daß sein Ansehen bei den Kameraden durch den kleinen Vorfall gewachsen war. Sie hatten einen inneren Respekt vor ihm; ohne daß es ihnen selber zum Bewußtsein kam, mochte sich damit auch eine abergläubische Regung vereinen. Sein Neues Testament ward immer begehrt; in den Ruhepausen setzten sich die älteren und ernstere Leute neben ihn und sprachen allerhand. Dabei hörte ich ihn einmal sagen: „Gott gehet immer in Masken. Und wie ein König, damit er unerkannt prüfen kann, immer die schlechteste Maske wählen wird und nicht die schönste, die ihm gebührt, so nimmt auch Gott immer die allgewöhnlichsten vor.“ Dabei machte das Schusterchen dieselben Augen, mit denen er nach der schmerzlich rufenden Ruh hinübergesehen hatte.

Und die Ruh kam jeden Morgen und jeden Abend wieder. Immer, als ob auch sie ihren Verstand hatte, im Frühnebel und im Dämmergrauen. Es war selbstverständlich, daß Tritschen das einmal geübte Messamt nun auch weiter versah. Wohl ging es dabei nicht immer so ruhig und friedlich her wie das erstemal, aber es lief doch stets gut ab, und wir verloren allmählich jede Besorgnis.

Als die Hörnerträgerin nach ein paar Tagen dann plötzlich ausblieb, fehlte uns allen etwas. Vielleicht war sie erschossen worden, vielleicht geschlachtet, vielleicht hatten die Besizer sie wiedergeholt. Der kleine Schuster horchte nach allen Seiten, dann setzte er sich ruhig vor sein Neues Testament. Ich hatte erwartet, er würde so oder so nach ihr suchen und sie vermissen; aber schließlich sprachen die anderen mehr davon als er. Es war nicht leicht, ihn auszulernen.

Die Tage kamen und gingen. Immer mehr bröckelten ab: Tote, Verwundete, mehr noch Kranke. Das Leben, das irgendwo dahinten Geschäfte machte und spazieren ging, Schule hielt und Zeitungen las, ertrank im Nebel. Über unsere Köpfe fort zogen mit unheimlichem Sausen die Geschosse unserer Artillerie. Es war nicht schwer, zu vermuten, daß wir über kurz oder lang die feindliche Stellung stürmen würden. Von Hand zu Hand ging jetzt Tritschens Testament. Es ward immer zerlesener und schmutziger. Es ward zusehends abgerissener und hinfälliger, als gäbe es fortgesetzt Kraft ab. Und wirklich ging eine stille Kraft und Klarheit auf uns über. Wie Plunder fiel alles von uns ab. Die Neuen wunderten sich. Der eine sagte und wurde rot dabei: „Ihr habt fremde Augen.“

Eines Abends setzte sich der kleine Schuster wieder vor das Buch, länger als sonst. Die Granaten heulten heute bis in die Nacht hinein; es wollte nicht still werden. Tritschens Augen waren verfleckter als je. Als er fertig war und das Buch zuflappte, streckte ich die Hand danach aus. Mit dem alten Nicken schob er es mir hin. Er stand auf, und wie entschuldigend sagte er, daß es allmählich schon böse aussähe. Aber vielleicht wolle ich es behalten, es würde ihn freuen. Da hob ich wieder verblüfft den Kopf; doch, als ob er auch diesmal schon vorher jeden Einwand abschneiden wollte, sagte er in seiner stillen und sachlichen Art: „Ich brauche es nicht mehr!“ —

Eine Stunde später kam der Befehl zum Nachtangriff. Unsere Artillerie hatte gut vorgearbeitet. Lautlos schlichen wir uns näher und warfen im Sturm den Gegner aus seinen Erdwerken heraus. Mühe und Blut hat es immerhin gekostet.

Unter den Gefallenen war auch Trittchen. Wir fanden ihn zuerst lange nicht. Er muß trotz der schweren Verwundung noch ein Ende weitergetrochen sein. Mit der Hand hatte er wohl im Todeskampf in eine trübselige Grasstaude gegriffen, die Halme waren ihm zwischen den zusammengepreßten Fingern geblieben. Sein Gesicht aber war ruhig und bescheiden wie im Leben. Es schien zu sagen: „Bitte, macht euch meinerwegen keine Mühe!“ Die alten Mannschaften begruben ihn; es mußte schnell gehen. Ein schmaler Hügel, ein Holzkreuz, ein Kranz aus Wacholder, den Helm aufs Grab und ein kurzes Gebet. Fertig!

Das Neue Testament gehörte nun mir, und immer, wenn ich darin blätterte, war es mir, als ob der kleine Schuster neben mir stände, die Lippen regte und mitläse. Er verlor seine irdische Dürftigkeit und äußere Unscheinbarkeit. Er strahlte in der Kraft seines inneren Wesens, und seine Worte, daß sich der größte König in die schlechtesten Gewänder hüllte und daß Gott stets in Masken ginge, wollten mir nicht aus dem Sinn.

Ich bin dann verwundet worden und ward heimgeschafft mit vielen anderen. Bahnhöfe folgten auf Bahnhöfe, und immer waren da neugierige Menschen, Helfer und Helferinnen. Ach, alle, alle haben sie es gewiß gut gemeint. Aber ich habe die Augen geschlossen; ich verstand es nicht; ich vertrug es nicht. Der Arzt sagte, ich sei noch „verdattert“. Das hätten viele. Er gibt mir Bücher; doch ich schiebe sie zurück, wie Trittchen einst den „Faust“. Manchmal möchte ich auch antworten: „Meins ist besser“. Das Neue Testament, dessen schlimmen Zustand man erst hier in der großen Sauberkeit so recht empfindet, genügt mir.

Ich habe auch keinen Wunsch. Sie fragen mich so oft darum und möchten mir Liebes tun. Aber ich zerbreche mir den Kopf: Nein, ich wünsche mir nichts. Was ich habe, ist schon zu viel, so viel, daß ich mich den ganzen Tag immer wundern muß.

Nur ein Bild von dem kleinen Schuster hätte ich gern. Er verschwimmt mir hier wie damals, als er im Nebel bei der Ruh stand. Aber wer weiß, wo seine Leute wohnen! Er hatte wohl überhaupt keinen verwandtschaftlichen Anhang, und ich kann mir auch nicht denken, daß er jemals zum Photographen gegangen ist. Er war sich zu wenig wichtig dazu.

Carl Busse. (Magdeburgische Zeitung, Nr. 40/43, vom 15./17. Januar 1915.)

43. Eine treue Dienerin.

Die Haushälterin einer ostpreussischen Offiziersfamilie, deren Haupt als Major im Felde steht, während die Herrin in Frankfurt a. M. bei Verwandten sich aufhält, hat an diese einen Brief geschrieben, in dem sie ihre Erlebnisse mit den Russen erzählt. Die treue Dienerin schreibt nach der „Frankf. Zeitung“ folgendes:

Nun will ich der Frau Baronin erzählen, wie es hier gegangen ist. Also am 20. August war die große Schlacht bei Gumbinnen. Geschossen wurde, daß Teller und Tassen im Schranke klirrten; verirrte Gewehrflugeln prasselten gegen die Zäune. Ich hatte das ganze Haus voll Einquartierung;

auch General von B. war darunter, ein Darmstädter, dem es sehr gut gefallen hat und der die Herrschaften vielmals grüßen läßt. Nachts ging unser Militär zurück; da ließ am Morgen noch ein Hauptmann am Lazarett halten und sagte, die Einwohner sollten sich ruhig verhalten und nicht schießen, sonst würden sie ohne Gnade erschossen. Ich wußte aber gar nicht, was das bedeuten sollte. Ich hatte den Herrn General schon gefragt, ob es wahr wäre, daß die Russen kämen; da sagte er, es könnte sein. Ich sollte nur meine Sachen packen, er wolle mich bis Königsberg mitnehmen. Ich konnte aber doch nicht das Haus im Stich lassen und einfach fortgehen. Ich habe gewartet, ob der Herr Major mir nicht Bescheid schicken würde, und am Morgen kam denn auch ein Leutnant und überbrachte 40 Mark. Ich sagte aber, wenn die Russen kämen, bliebe ich auf keinen Fall.

Ich gehe morgens ganz getrost mit meiner Markttasche nach der Stadt, weil ich nichts zu essen im Hause hatte; als ich aber ein Stückchen in der Stadt bin, sagen unsere letzten Posten: „Schnell fort, die Russen sind da!“ Ich schnell kehrtgemacht und nach der Villa zurück! Da kriegte mich ein Leutnant am Arm zu packen und sagte: „Sind Sie denn wahnsinnig, daß Sie in dem einsamen Hause bleiben wollen? Um Gottes willen retten Sie Ihr Leben.“ Ich mich losgerissen und zurück, so schnell ich laufen konnte. Als ich aus der Stadt heraus bin, schießen die Russen schon auf Lazarett und Kaserne, die Kugeln sind mir nur so um den Kopf geflogen. Ich habe mich auf allen vieren an der Erde lang geschlichen; dann bin ich nach dem Fremdenzimmer gegangen und habe hinter der Gardine auf die Straße geschaut. Da kamen schon die Russen und schossen sich mit unsern Posten. Ein Unteroffizier ist an der Mauer drüben erschossen worden; den Schrecken können sich Frau Baronin nicht vorstellen, den ich da empfunden habe! Ich habe mich hingekniet und den lieben Gott gebeten, daß er meinen Vater und mein Schwesterchen behüten möge. Und dann habe ich gewartet, daß sie kommen und mich auch erschießen; aber am Freitag traute sich keiner ans Haus heran.

Zur Nacht habe ich alles fest zugemacht und mich auf den Flur bei der Wäschekiste gesetzt. Hunger hatte ich tüchtig, dabei nichts zu essen, denn in der ganzen Stadt war kein Geschäft auf. Alles war vor den Russen geflohen. Am Sonnabend kam auch noch eine Frau angefroren, die von Flüchtlingen vom Wagen gesetzt worden war, weil sie plötzlich erkrankte. Was habe ich alles für Schrecken durchgemacht! Ein Arzt war wohl in der ganzen Stadt nicht zu haben, auch konnte ich nicht fort. Da habe ich mir doch ein Herz gepackt und einen russischen Offizier nach einem Arzte gefragt. Der war ganz nett und sagte, so ein Krieg wäre schrecklich, hat mir auch noch helfen einen russischen Oberstabsarzt suchen. Ich war so froh, als ich wieder deutsche Worte hörte. Dem Arzte gegenüber mußte ich schon tun, als hätte ich keine Furcht; aber die ganze Nacht haben mir die Knochen gezittert vor lauter Schrecken. Der Arzt war sehr nett und sagte,

ich solle mich nicht fürchten, fragte auch, ob ich etwas zu essen hätte. Ich sagte nein; da bot er mir seine zwei Brötchen an, die er in der Tasche hatte. Am Sonntag kamen schon russische Soldaten und Offiziere und wollten Essen haben. Heute weiß ich nicht mehr recht, was schrecklicher war, die Angst vorher oder die russischen Soldaten. Schrecklich war beides. Am Montag kam der Arzt wieder und brachte mir für meine Kranke Wein, auch Fleisch und für mich Butter und Brot. Acht Tage war die Frau bei mir, dann hat der Arzt sie nach Stallupönen, ihrer Heimat, gebracht und auch die vier Kinderchen der Mutter wieder gesucht und gebracht. Es gibt auch edle Menschen unter den Feinden.

O, liebe Frau Baronin, einen Krieg kann man sich nur vorstellen, wenn man mitten drin gestanden hat. Am Montag schlugen russische Soldaten die Tür ein; ich hatte alle Zimmer zugeschlossen, nur mein Zimmer war auf. Da haben sie mir aber auch alles aus meinem Koffer genommen. Ich lief schnell heraus, holte mir Offiziere und habe sie gefragt, ob man sich so etwas gefallen zu lassen brauche. Ein russischer Soldat hat mich gepackt und hinter den Müllkasten geschleppt, und als ich schrie, nahm er ein Rasirmesser aus der Tasche und wollte mir die Kehle durchschneiden. Da kam ein russischer Offizier im Auto, sprang heraus und schoß auf den Soldaten. Dann hat er einen Zettel an die Tür geklebt, daß in dem Hause der Kommandeur der achten Manen wohne, und hat das Haus der Ehrenhaftigkeit der Russen anvertraut. Er sagte, nun könnte ich ganz ruhig sein; aber am anderen Tage kamen sie wieder. Ich habe mir wieder die Offiziere auf der Straße aufgefangen und sie gefragt, wer nun Obrigkeit in Gumbinnen sei. Da sagte ein Major: „Kennenkampf ist Kommandant von Gumbinnen.“ Nun sagte ich, der Herr Major möchte doch auf das Haus aufpassen; ich wolle hin und mich beschweren. Also setzte ich dem Herrn Major einen Stuhl in den Garten, auch Frühstück; dann bin ich mit dem Herrn Hauptmann zum „Kaiserhof“ gefahren. Der Kommandant war noch nicht zu sprechen, da hat der Herr Hauptmann mir noch Raffee bestellt. Dann habe ich mich beim Kommandanten melden lassen und wurde auch angenommen. Ich sagte, ob es ein deutscher Offizier nötig hätte, der im Krieg wäre und sein Eigentum nicht schützen könnte, sich von russischen Soldaten plündern zu lassen, und ob es die russische Behörde erlaubte, daß mir der Hals abgeschnitten würde. Da sagte Herr Kennenkampf: „Nein, Sie sollen alle Rechte haben, die Sie bei den Deutschen hatten; wir sind auch Menschen. Und wenn Sie meinen, daß deutsche Offiziere russische Frauen und ihr Eigentum schützen, — die russischen Offiziere schützen deutsche Frauen auch!“ Ich habe dann zwei russische Posten Tag und Nacht vor unserm Hause gehabt. Ich habe die beiden ja verpflegen müssen, aber vorne haben die beiden aufgepaßt und hinten ich.

Geschlafen habe ich in den drei Wochen keine Nacht. Alles läßt sich nicht beschreiben, aber viel schreckliche Stunden habe ich erlebt. Auch viel,

woran ich später denken werde. Es können auch Feinde edle Menschen sein. Mein Vater war mit meiner Schwester nach Insterburg; als sie zurückkamen, logierten schon 30 Kosaken zu Hause. Ich nahm Vater gleich zu mir und meine Schwester auch. Die letzte Nacht ging meine Schwester noch nach Hause, damit nichts passierte; aber am letzten Morgen steckten die Russen alles an, und als meine Schwester mit den Betten durch das Fenster wollte, haben sie sie durch die Hüfte geschossen. Herr Hauptmann F., der hier im Quartier war, ließ meine Schwester zu mir holen. Nun steht mein Vater auf seine alten Tage arm da und hat nichts gerettet, als was er anhat.

Ich habe auch kranke Offiziere hier gepflegt. Kein Licht im Hause, kein Wasser und auch nichts zu essen! Wie gut, daß die Frau Baronin so gut in Frankfurt aufgehoben ist; hier könnten die Kinderchen hungern helfen; alles ist ausgeplündert, nichts gibt es zu kaufen. Ich könnte weinen, nicht über mich, ich finde schon meinen Weg; aber der Vater! Alles ist fort, auf die alten Tage hat er nichts behalten!

Im Hause ist alles ganz geblieben. Zu essen habe ich geben müssen, auch Tassen, Eimer und so kleine Sachen. Aber sonst ist alles heil und ganz. Aber wäre das Haus allein gewesen, so wäre kein Stück geblieben.

Nun sind die Russen fort und die Ratten eingezogen, und da habe ich solche Angst vor und kann auch nicht schlafen. Ich wäre ja so froh, aus diesem schrecklichen Hause herauszukommen. Fenster und Türen habe ich mit Brettern vernagelt, die letzte Nacht wurde alles zer schlagen. Da wollten die Kosaken immer rein und das Haus anstecken. Ich habe den lieben Gott gebeten, er möge uns vor aller Gefahr behüten. Und endlich wurde es Morgen, und unsere Soldaten kamen. Aber wenn die Russen wiederkommen und ich erfahre es vorher, dann bleibe ich auf keinen Fall mehr, und wenn ich meine Schwester auf einem Handwagen fahren sollte. Die Hühner habe ich größtenteils gerettet; die drei aus N. legen schon seit August. Leider muß ich sagen: Wolf, mein guter Freund, hat einen Kosaken gebissen, und da haben sie mir den Hund fortgenommen. Ich lief nach und wollte ihn nicht hergeben, da wollten die Kosaken auf mich schießen. Ein andermal schreibe ich weiter. —

Karl Quenzel, Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. (Verlag von Hesse & Becker, Leipzig.)

44. Soldatentreue.

Ein württembergischer Artillerieoffizier schreibt an seine Kinder folgendes:

Es war da bei unserer Division ein netter bayerischer Jägerleutnant, ein tapferer, schneidiger Kerl, der immer der erste war, wenn's auf den Feind ging. Er war jung und jugendsfroh, sah aus wie Milch und Blut und hatte einen köstlichen, echt bayerischen Humor, so daß wir ihn alle von Herzen

lieb hatten. Gab es nachts einen schwierigen Auftrag oder tags eine Stellung beim Feinde zu erspähen, war mit sicherem Schuß auf große Entfernung eine Rothose zu treffen, so rief man ihn herbei, und er kam nie zurück, ohne seinen Auftrag ausgeführt zu haben.

Er hatte einen treuen, anhänglichen Burschen, der hieß Sepp. Der tat alles, was er seinem Herrn an den Augen absehen konnte; beim Gefecht im dichtesten Kugelregen lag er neben ihm und lud seinem nie fehlenden Herrn das Gewehr. Dieser Sepp nun konnte ganz wunderschön Mundharmonika spielen: Volkslieder, Jodler, Tänze, was man nur wollte; wir freuten uns manche Stunde über seine fröhlichen Melodien. Der junge Leutnant sagte darum auch zu Sepp, als eines Tages eine Granate gar nicht weit von beiden eingeschlagen hatte: „Sepp, wenn's mich amol trifft, dann tußt du mir's Grablied blasen, du weißt schon wie; und meiner Mutter schickst dann die paar Erinnerungen; alles andre, auch's Geld, kannst du b'halten.“

Als dritter im Bunde kam noch der treue Hund Caro dazu. Der durfte aber im Gefecht nicht dabei sein, sondern mußte tagsüber mit der Bagage marschieren. Dafür schlief er abends vor seines Herrn Thür und ließ außer Sepp niemand hinein. Oft hatte er sich hinten bei den Fahrzeugen losgemacht und war, wenn auch der Oberst schimpfte, bis zur Schützenlinie vorgeschlichen, um an der Seite seines Herrn dessen Gefahren zu teilen.

Eines schönen Tages (vor 14 Tagen an der Yser) kam nun das Verhängnis: ein tödliches Geschöß traf unseren lieben, jungen Leutnant mitten in die Stirn, so daß er, ohne sich zu regen, auf der Stelle liegen blieb. Ein freundliches Lächeln verklärte seine Züge, wie wir es nie zuvor an einem Toten gesehen hatten. Unsere Trauer war groß, aber der Soldat hat nicht lange Zeit zum Weinen. So wurde denn in einem kleinen Ziergarten ein Grab geschaufelt und der tapfere Junge hineingelegt. Wir nahmen den Helm ab zum Gebet, und einer sprach ein schlichtes Vaterunser. Auf den Grabhügel legten wir eine letzte Rose, die Kompagnie machte ein Kreuz dazu.

Als die letzten Worte des Hauptmanns gesprochen waren, da fing Sepp an zu spielen: „Gott ist getreu“ und „Befiehl du deine Wege“ — so wunderschön, wie wir es nie zuvor gehört hatten. Kein Orgelspiel hat mir je so gefallen. Wir hatten alle Tränen in den Augen. Dann spielte er das alte, schöne, unvergängliche Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden“ und „Die Vöglein im Walde ... In der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn“. So spielte er immer und immer wieder, bis es Nacht wurde und wir gehen mußten. Der Sepp war nicht vom Grab seines Herrn zu bringen; er setzte sich darauf, weinte und blies abwechselnd, was ihm an schönen Liedern einfiel und was sein Herr einst so gerne gehört hatte.

Da auf einmal — wir waren fast schon fortgegangen — kam auch noch Caro irgend woher, als ob er den Tod seines Herrn geahnt hätte. Der winselte, scharrte und heulte, da er genau wußte, daß es um seinen Herrn geschehen war. Über diese Abschiedsszene dröhnten und donnerten die Ka-

nonen ihr grausiges Lied und pfiſſen die Kugeln aus den Gewehren nur ſo hin und her. Tief ergriffen gingen wir. Die Engländer kamen heran und machten einen Vorſtoß; aber immer noch blies der Sepp im Abenddunkel ſein Lied „In der Heimat“, biß er mit Gewalt fortgeholt werden mußte, um nicht in Feindeshand zu fallen. Nur Caro blieb und wich nicht. Als wir zwei Tage ſpäter die Engländer geworfen hatten und an derſelben Stelle vorbeikamen, lag der treue Caro tot auf dem Grabe. Wir wußten nicht, war er vor Hunger oder Gram geſtorben, oder hatte ihn ein kleines Geſchoßſtück getroffen; eine Wunde fanden wir an ſeinem Körper nicht. Den treuen Hund ließen wir zu Füßen ſeines Herrn einſcharren. Seit jenen Tagen bläſt der Sepp keinen Ton mehr; er hat ſeine Harmonika aus Gram ins Waſſer geworfen.

Kreuzzeitung, Nr. 600.

4. Die Wunden des Krieges und ihre Heilung.

45. Der Kriegsarzt auf dem Schlachtfelde.

In der Marschkolonne auf der Landstraße marschieren je zwei mit roten Armbinden gekennzeichnete Kranken- und Hilfskrankenträger am Schluß ihrer Kompagnien. Am Schlusse des Bataillons kommen die Gefechtsbagage (Patronenwagen) und der Sanitätswagen mit vier Sanitätsunteroffizieren. Der Bataillonsarzt und sein Assistentenarzt reiten am Schlusse des Bataillons. Kommt die Kolonne in Feindesnähe, so daß ein Gefecht zu erwarten ist, so schwärmen die Truppen in lichten Schützenlinien nach rechts und links aus. Die Gefechtsbagage macht an einem möglichst gedeckten Platze halt. Die Krankenträger haben inzwischen die Tragbahren vom Sanitätswagen genommen und schließen sich ihren Kompagnien an; ein bis zwei Sanitätsunteroffiziere gehen mit, wenn möglich auch ein Sanitätsoffizier. Am geeignetsten für den Truppenverbandplatz ist ein geräumiges Haus, z. B. ein Schulhaus, eine Scheune oder eine Kirche. In E. hatte ich die Kirche gewählt. An der Turmspitze wird die Neutralitätsflagge⁴⁵ gehißt. Auf alle freien Plätze, am Altar, in den Seitengängen, zwischen und auf den Bänken, wird dichtes Stroh gelegt. Am Turmeingang wird ein Tisch mit den notwendigen Verbandgegenständen aufgestellt. Die vorhandenen Türen werden über die hintersten Bänke gelegt zur Aufnahme Schwerverwundeter. Häufig benutzen die Ärzte gemeinschaftlich fechtender Bataillone einen Verbandplatz. Kaum sind die notwendigsten Vorbereitungen getroffen, als auch schon die ersten Verwundeten gebracht werden. Den ersten Verband erhalten die Verwundeten bereits in der Gefechtslinie von den Samaritern⁴⁶ oder Kameraden und werden dann so schnell wie möglich zum Verbandplatz gebracht. Reichen die vorhandenen Bahren nicht aus, so werden Rothbahren aus Baumstämmen und Reisig hergestellt oder indem eine Zeltbahn⁴⁷ zwischen zwei Gewehre gebunden wird. Die Verwundeten werden sofort in Behandlung genommen und die notwendigsten kleinen Operationen ausgeführt.

Selbstredend geht das Verbinden nicht ohne Schmerzen ab; aber wenn einer jammern will, sage ich gewöhnlich: „Kamerad, ich glaube ja, daß es weh tut. Freuen Sie sich, daß Sie es noch fühlen und jammern können. Aber seien Sie brav und machen Sie keinen Lärm.“ Diese Worte helfen zumeist; der Verwundete beißt die Zähne zusammen und ist ruhig. Über-

haupt herrscht auf dem Verbandplatz eine auffallende Ruhe und Ordnung. Jeder weiß, was er zu tun hat; er arbeitet ohne Lärm und Überstürzung.

Inzwischen ist Kaffee gekocht und Wasser und Wein gemischt, womit die Erschöpften gelabt werden sollen. Glücklicherweise sind die meisten Verletzungen nicht lebensgefährlich und heilen bei der heute üblichen, zweckmäßigen ersten Wundversorgung sehr gut aus. Freilich wird zum Verbandplatz auch manch Schwerverletzter gebracht, bei dem alle Liebesmühe vergebens ist. Aber auch er bekommt seinen tadellosen Verband, und wenn er nicht schon bewußtlos ist, so sucht der Arzt seine großen Qualen zu erleichtern.

So verläuft ein Tag nach dem anderen, da wir seit dem 18. August 30 Gefechtstage hatten. Die Verwundeten sollen bei Dunkelheit von der dem Divisionsarzt unterstellten Sanitätskompagnie abgeholt und zum Hauptverbandplatz überführt werden. (Von dort zum Feldlazarett, dann zum Kriegslazarett in der Heimat.) Doch darauf kann man sich nicht immer verlassen, besonders wenn viele Gefechte an einem Tage stattgefunden haben. Oft zwingt auch die Gefechtslage, die Verwundeten möglichst schnell in Sicherheit zu bringen, z. B. weil die Front sich ändert und man die Verwundeten natürlich nicht in Feindeshand fallen lassen will. Deshalb muß beizeiten daran gedacht werden, Leiterwagen und Bespannung (Pferde oder Ochsen) aufzutreiben. Dies hält oft sehr schwer, besonders wenn die Franzosen vorher schon im Orte waren und alles kurz und klein geschlagen, mitgenommen oder verbrannt haben. Tatsächlich haufen die Franzosen im eigenen Lande wie die Verbrecher mit anderer Leute Eigentum, und die Dorfbewohner freuen sich, wenn deutsche Einquartierung kommt, die alles bezahlt, was sie braucht, und Ordnung schafft. Aber schließlich glückt es. Die Wagen werden mit Stroh ausgelegt, die liegenden Verletzten sorgsam hineingeschoben, sitzende Verletzte kommen dazwischen, und gehende Verletzte schließen sich an. Sobald die Gefechtslage es gestattet, geht es weiter zum Hauptverbandplatz.

Ist alles verbunden und kommen keine neuen Verwundeten, weil das Gefecht weiter vorgegangen ist, so wird der Verbandplatz abgebrochen und alles eingepackt. Nötigenfalls wird bis zur nächsten oder übernächsten Ortschaft vorgegangen und ein neuer Verbandplatz errichtet.

Hans Leitzen. (Der große Krieg von 1914/15 in Feldpostbriefen. — Gefürzt.)

46. Die deutschen Sanitätshunde.

Es ist sechs Uhr; eine mondlose, finstere Nacht.

Überall hört man das Glucksen des Wassers in den Bächen und Gräben, die das Polderland⁴⁸ durchziehen . . . Weit, irgendwo hinten an der französischen Linie donnern noch Kanonen. Hier ist's still seit Stunden, seit die Dunkelheit hereinbrach wie ein schwarzer

Riese, den Streit zwischen dem kämpfenden Europa wenigstens für eine Nacht zu schlichten.

Am Tage ist hier mit der letzten Wut, die Menschenseelen erschüttern kann, gekämpft worden. Die blutigen Zeugen dessen: Menschen, die am Morgen noch voller Hoffnung, voller Kraft und Stolz lebten, die liegen zerschmettert, mit zerrissenen Gliedmaßen auf dem nassen Wiesenboden.

Die Sanitäter zogen dicht hinter der vordringenden Truppe; sie bargen die Toten und führten und trugen viele Verwundete zum Verbandplatz. Aber das Gelände ist hier so unwegsam; Gräben überall, die den Boden entwässern sollen, und da und dort Schilfrohrhorste, Weiden- und Erlendickte. Und die Strecken, die die blizenden Bajonettreihen hinausfließen, sind so lang. Wie soll Menschenauge und Menschenfuß so gewaltige, schnell geforderte Arbeit leisten?

Gorch, es klagt und wimmert in den Feldern, als suchten die Geister selber noch Rettung und Hilfe. Licht blizt auf. Blendende Strahlen huschen über das Land, das vom Blute unserer Tapferen gerötet ist, die durch den schmetternden Eisenhagel der Feinde vorstürzten mit dem letzten, erhabensten Mut; die den Tod nicht sahen in der Raserei ihrer Begeisterung, bis er sie brüllend in seine Arme nahm und hinwegtrug in ewige Helle! Blendende Strahlen suchen im Feld. Kommandos ertönen: „So recht, mein Hund, so brav! ... Such' wund!“ ... Und Schatten fliegen durch die Lichtbahn! Ein kurzer Laut zeigt des Tieres Freude, das, an seinem Herrn emporspringend, sagt: „Da! Dort hinten im Graben liegt einer, der nicht fortkann! Komm! Ich führe dich, daß wir ihm helfen.“

Der Mann leint das kluge Tier an, das ihn so schnell fortreißt, daß er kaum folgen kann. Ja, da liegt einer im Garten, nein, zwei sind's ... beide bewußtlos, im Fiebertraum. Die Bahren schwan- ken heran. Und wie sie unter der Last der Wunden, von irrenden Lichtern geleitet, davonziehen, arbeiten die Hunde längst wieder und finden, finden Männer, die, von den Kugeln und Eisensplittern niedergeworfen, in der nächsten Frühe vielleicht nicht mehr geatmet hätten.

Starkkrampf, Sepsis⁴⁹ und Wundbrand sind die Folgen eines allzu späten Gefundenwerdens. Und wie, wenn der Schnee erst die Erde deckt? Er tut es schon, im Osten, wo unsere Soldaten mit den Russen ringen. Wenn die Gefallenen einschneien, gehen sie dem Menschenauge eilends verloren. Der Hund, dessen vogelschneller Sprung mehr Raum durchmißt, als eine ganze Sanitätskompagnie bewältigen kann, der in seiner Nase ein Werkzeug besitzt, von dessen Feinheit und Unterscheidungsgabe wir uns kaum eine Vorstellung

machen, der Hund findet, wenn er richtig abgerichtet ist und entsprechend geführt wird, den Gefallenen in jedem Falle.

Die letzten Schrecken des Krieges, das Todesgrauen des Verlassenen, den nicht seine Wunden, nein, den der brennende Durst, der Hunger und alle Qualen der Erschöpfung umbringen — sie sind beseitigt. Ein von vielen vernunftlos gescholtenes Tier rettet den, dem sonst kein Mensch Hilfe gebracht hätte, der umgekommen wäre wie ein armes Stück Wild, das sich, weidwund geschossen, in die Dichtung schleppt.

Was bisher von Hunden und Führern geleistet wurde, geht weit über alles Erwarten. Wir haben im Westen jetzt 500 Hunde, die leider nicht gleich bei Kriegsbeginn in Belgien arbeiten können, wo sie gerade in dem heimtückischen Franktireurkrieg so nötig gewesen wären. Im Osten, wo bislang nur 100 Hunde waren, hat Feldmarschall Hindenburg befohlen, daß sämtliche Sanitätskompagnien mit möglichst vielen Hunden und Führern versehen werden sollen. Denn neben dem Tier, dessen bewunderungswürdiges Tun erhaben und rührend zugleich ist, darf sein Führer nicht vergessen werden. Opfermut und Pflichttreue sind bei unsern Leuten nicht selten. Aber ein hoher Mut gehört auch zu diesem Dienst, den manch einer schon mit seinem Blute besiegelt hat, dessen sichtbares Zeichen in Gestalt des Eisernen Kreuzes die Brust verschiedener Sanitätshundsführer schmückt.

Die über alle Hoffnung große Zahl der von den Sanitätshunden geretteten Verwundeten wird erst nach dem Kriege voll bekannt werden. Über Hunderte von Fällen, in denen eine Rettung des Verwundeten ohne Hund nach menschlichem Ermessen nicht mehr möglich gewesen wäre, liegen heute schon die Beweise vor. Ich will hier den von der überaus rührigen Meldestelle Cassel ausgebildeten Sanitätshundsführer Peter selber reden lassen: „Diese letzte Nacht waren wir auf der Verwundetensuche; ich habe mit Bill fünf Mann gefunden, darunter einen Franzosen. Einzelne hatten schon zwei Tage in der Rasse gelegen, es hatte nämlich sehr stark geregnet; aber wir konnten nicht früher auf das Schlachtfeld. Soweit die armen Kerle noch klar waren, war die Freude über die endliche Abholung natürlich groß. Auch die übrigen Sanitätshundsführer waren erfolgreich; es sind im ganzen gegen fünfzehn Mann gefunden worden. Einzelne Verwundete schleppen sich in Gräben, unter Hecken, in den Wald, hinter zerschossene Gehöfte und in alte Schützengräben, um vor dem Feuer sicher zu sein. Solche sind es, die unsere braven Hunde auffuchen, und sie haben darin eine derartige Sicherheit, daß ihnen nichts entgeht. In der letzten Nacht haben wir einen besonders lehrreichen Fall erlebt. Es war einer in einen verlassenen Schützen-

graben gefallen, der dann über dem Soldaten zusammenstürzte. Aber unsere Hunde fanden den Mann, den wir erst herausgraben mußten.

Es ist ja gar nicht auszudenken, was der empfindet, der, die Seele voller Begeisterung für sein geliebtes Land, tapfer kämpfte und dem am Ende eine elende Franzosenkugel nichts weiter tat, als daß sie ihm beide Waden durchschlug, wie mir ein Geretteter selbst erzählte. Der Mann lag drei Tage. Noch jetzt, nach so viel Wochen, las ich auf seinem bleichen Gesicht das Grauen, das abgrundtiefe Entsetzen vor dem langen, martervollen Tod, der ihn da erwartete. Er sagt, daß er zuletzt sehr, sehr müde geworden sei und viel geschlafen habe; nur der Hunger hätte ihn von Zeit zu Zeit wie ein Raubtier angefallen und mit Geschrei in die Höhe gerissen. In der Nacht des dritten Tages leckte den Hindämmernden etwas an der Wange. Er erwachte . . . „Und obwohl ich“, so sagt er selber, „noch nie von Sanitätshunden etwas gehört hatte, wußte ich bei dem leisen Anschlag des Hundes sofort, daß ich gerettet war. Ich war so voll unaussprechlicher Dankbarkeit, daß ich immer nur weinen konnte.“

Nach Hans Hyan. (Illustrierte Kriegsschronik des Daheim.)

47. Aus dem Lazarett.

- Nun ja, die Schulter samt der Lunge
ist zwar durchbohrt, jedoch der „Junge“
ist sonst mobil und guten Muts,
hat Riesen hunger; was auch tut's,
5 wenn man blessiert ist so wie ich,
im Bette liegt warm, wonniglich.
Kein Wort deswegen, keine Trauer;
dies vielmehr schlag' ich an die Mauer:
Was ich gegeben, gab ich gerne,
10 Geist, Kraft und gutes, deutsches Blut;
gern kämpfte ich in welscher Ferne
für unser allerhöchstes Gut.
Welch Glücksgefühl! Kann ich doch sagen,
wenn's später heißt „Viktoria“:
15 „Auch ich hab' damals beigetragen
zu Deutschlands Preis und Gloria.“

+ Karl Storch.

48. Im Lazarett.

's ist Mitternacht. — Ich liege fieberheiß in meines Kranken-
lagers Kissen.

Es schmerzt mein Bein. Die Wunde brennt, die tödlich ein
Schrapnell gerissen. —

Aus wirren Träumen fahr' ich jäh empor,
als müßt' ins Feld ich kämpfend zu den Brüdern eilen.

- 5 Der Lärm der Schlacht klingt dröhnend mir ins Ohr;
ich hör' Gewehre knattern und Granaten heulen
und seh' mich stürmen meinem Zuge weit voran:
Drauf, drauf! Sie sollen und sie werden weichen!
Und ob wir fallen Mann für Mann,
10 den Waldrand drüben müssen wir erreichen!

Und Bild auf Bild zuckt jagend mir durchs Hirn:
zerstampfte Felder — rote Flammenmeere —
der Freund, der mir zur Seite stürzte mit durchbohrter Stirn —
einsame Wacht im bleichen Licht der Sternenheere.

- 15 Dann — ausgelöscht der Schrecken und der Graus.
Im tiefen Frieden seh' mein Heimatdorf ich liegen
und fehr', von banger Irrfahrt müd', nach Haus
und darf die Stirn zur lieben Hand der Mutter biegen
und darf mit heil'gem Stolze ihr das Höchste weisen,
20 was ich im Kampf errang: das Kreuz von Eisen. . .

Ein Mondstrahl stiehlt durchs Fenster sich herein.

Ein Lächeln auf den Lippen — schlaf ich — selig — ein.

Karl Plenzat. (Tägl. Rundsch. Nr. 85, 14. April 1915.)

49. Aus dem Leben eines Feldpfarrers.

....., 26. Februar 1915.

Die täglichen, wenn auch vergeblichen französischen Angriffe auf unsere Division bedeuten für unsere Sanitätskompagnie eine überaus anstrengende Zeit. Schier Uebermenschliches leisten neben den Ärzten vor allem die Krankenträger und Wärter, die Tag und Nacht ihren schweren Dienst ausüben und oft nur für einen Augenblick die Augen schließen können. Aus ihren Unterständen telephonieren die Truppen der Sanitätskompagnie die Zahl der Verwundeten. Nachts schickt die Kompagnie ihre Krankenträger

und Wagen hinauf, um die Verwundeten zum Hauptverbandplatz nach . . . zu bringen. Hier ist also für die Ärzte der Kompagnie nachts die Haupttätigkeit. Fast jeder Verband wird frisch angelegt, zum mindesten nachgesehen. Dann werden die Leute in verschiedenen Räumen, hauptsächlich in einer riesengroßen Scheune, untergebracht, in der Stroh aufgeschichtet ist, und hier bleiben sie liegen, bis es möglich ist, meist erst von Mittag an, sie mittels Wagen oder Autos in Lazarette zu überführen.

Bis dahin ist die Zeit zu benutzen, bei allen rundzugehen. Ein saures Stück Arbeit! In all dem Stöhnen, bei dem Anblick so vieler Verwundeten immer wieder aufrichten, trösten, helfen: was das an solcher Stelle heißen will, weiß nur der, der es getan hat. Schlagen nun noch gar in ein Nachbargebäude die Granaten ein, dann heißt es doppelt, beruhigen. Es winkt mich einer heran und zeigt auf seinen Mund, er möchte trinken. Schon will ich Wasser holen, da sehe ich, daß er einen Bauchschuß hat. Schnell laufe ich hinüber zum Arzt; darf ich ihm zu trinken geben? Nein, es darf nichts gegeben werden, wahrscheinlich wird er sterben; immerhin ist es möglich, daß er durchkommt. Zu ihm zurückgekehrt, sehe ich ein Stück weißer Spitze angefeuchtet auf seiner Stirn liegen; Gott weiß, wo es herkommt. Ich tauche es in frisches Wasser, knie mich zu ihm ins Stroh und feuchte seine Rippen. Seine Hände krampfen sich fest in meine: „Geben Sie mir Wasser, die Sanitäter geben mir nichts; nur einen, nur einen einzigen Schluck!“ Und dann: „Lesen Sie mir aus der Bibel vor.“ Meine Hände aber läßt er nicht los, und so sagen wir gemeinsam, was wir in der Schule lernten: Psalmen, Sprüche, Kirchenlieder, wohl eine halbe Stunde lang, um den brennenden Durst zu vergessen. Dann ruft mich die Pflicht, Beerdigungen sind angesetzt. In der Tür drehe ich mich noch einmal um, unsäglich traurig sieht er mir nach; leise ruft er: „Nur einen Schluck!“ Zwei Tage hat er so gelegen, dann konnte er weiter gebracht werden; vielleicht gelingt es, ihn am Leben zu erhalten.

Die Schwerverwundeten und Gestorbenen werden in die Kirche gebracht. Was hat diese Kirche nicht alles gesehen! Seit September steht hier ja der Kampf. Die Seitenschiffe sind in besondere Räume eingeteilt, in denen unsere braven Feldgrauen, wenn sie aus dem Schützengraben kommen, sich waschen und baden können. — Im Mittelschiff liegen nach einer Kampfnacht Schwerverwundete und Tote bis hinauf zum Chor, Deutsche und Franzosen durcheinander. Die Kirche liegt in der Schußrichtung der französischen Artillerie, und oft flogen Granaten über sie hinweg oder fallen vor ihr nieder, ohne daß sie merkwürdigerweise bisher getroffen wurde. Beim letzten Gottesdienst, den wir hier hielten, lagen einige tote Franzosen unter uns. Was das Auge da sah, war eine so machtvolle Predigt, wie sie der beredteste Mund nicht machtvoller hätte halten können.

Von hier aus bringen wir die Toten — Freund wie Feind — unter Geleit zum nahgelegenen Soldatenfriedhof. Wie viel Unvergeßliches erlebt

man hier! Die letzte Beerdigungsfeier galt zwei sächsischen Mustetieren. Der Kompagnieführer sagt mir, sie seien so dankbar, daß ein Pfarrer die Beerdigung vornehme; bisher hätte noch nie ein Pfarrer bei der Beerdigung eines Kompagniekameraden zugegen sein können. In dem Augenblick, in dem sich die Kompagnie um die beiden Gräber schart, beginnt ein französischer Angriff. Heftiger und heftiger wird der Geschützdonner, gegen den die menschliche Stimme nur schwer aufkommt. Und doch war damit das zu Sagende gegeben: Vor uns der Donner der Kanonen, zur Rechten die Abendsonne! Hier der Kampf, dort der Friede! Hier die Menschen, dort Gott! Aber so gewiß die Sonne bleibt, wenn der Kampf vorüber ist, so gewiß bleibt Gott, wenn wir Menschen nicht mehr sind. Darum jetzt die Herzen empor zu ihm. Der Tod der beiden Kameraden beugt uns nicht, weil wir wissen: Jetzt und immerdar, Herr, unser Gott, bist du unsre Zuflucht! — Zum Schluß spricht der Kompagnieführer, nennt die Gefallenen mit Namen und dankt ihnen in ergreifenden Worten für das, was sie dem Vaterlande gewesen sind.

Als wir zurückkehren, wird alarmiert. In den Höllenschrei der Geschütze mischt sich jetzt das Gewehrfeuer. Bekannten drückt man noch einmal die Hand; man weiß nicht, ob man sich wiederseht. Die Leute treten an, einzelne kommen noch an den Pfarrer heran mit einem Anliegen; es ist eine Stunde, in der man von fieberhafter Aufregung erfaßt wird. Sehr gut versteht ein Major seine Kompagnie zu packen; im Heranreiten ruft er ihnen zu: „Leute, es geht noch einmal los, rührt euch.“ Sofort ist die richtige Stimmung da, die Gesichter zeigen feste Entschlossenheit. In großer Eile rücken die Truppen ab, während in der Nähe der Kirche bereits wieder einzelne Granaten plagen. — Ich reite die gegenüberliegende Höhe hinauf, um noch am Spätabend die Lazarette meines Wohnortes besuchen zu können. Oben angelangt, wird noch einmal Halt gemacht: Weithin ist im Glanz der untergehenden Sonne die ganze Linie zu sehen, auf der der Kampf entbrannt ist. Die aufsteigenden Rauchwolken zeigen sie in dem sonst so toten Schlachtfeld an. Ein schauriges Bild! Da lernt man Körners Schlachtgebet verstehen: „Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze, sprühend umzudeken mich rassende Blitze.“ Die Gedanken sind dort bei den kämpfenden Brüdern, alles andere versinkt. Heiß steigt's zum Herzen: Herr Gott, hilf! Vater, ich rufe dich!

H. Müller, Emmerich. (Monatsblätter des Evang. Bundes.)

50. Für uns!

1. Fern, ferne im Osten, da gähnt ein Grab;
da senkt man zu Tausend die Toten hinab —
für uns!

2. Im Westen, da ragt manch Kreuz schlicht und klein,
da liegen sie stumm in langen Reih'n —
für uns!

3. Und wo im Winde rauschet das Meer,
da gaben sie freudig ihr Leben her —
für uns!

4. Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
sie kehren nie wieder zur Heimat zurück —
für uns!

5. Sie gaben ihr alles, ihr Leben, ihr Blut,
sie gaben es hin mit heiligem Mut —
für uns!

6. Und wir? — Wir können nur weinen und beten
für sie, die da liegen bleich, blutig, zertreten —
für uns!

7. Denn es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken,
und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken —
für uns!

Obertertianer Reinhold S. in Charlottenburg.

51. Gesang der Toten.

O laßt euer Weinen, o laßt euer Klagen,
o laßt es, euer Trostlos-sein!

Ihr habt uns den Helm mit Blumen geschmückt,
als wir zur Fahne ausgerückt;

5 ihr sagtet: Zwingt ihnen das Schwert aus der Hand,
mit Gott für König und Vaterland!

Und Hurrajauchzen und Jubel klang
die ganze Fahrt an die Grenze entlang.

Und weiter ging's . . durch zerschossene Städte,

10 durch brennende Dörfer, verwüstete Gau'n;
rundum Verderben, Jammer und Grau'n.

Und wir dachten an Deutschland,

an die Heimat,

an unsere Mütter,

15 an unsere Frauen,

an Kinderzeiten, an die Liebste,

an alles, was uns dem Leben verband.

Doch hinter allem immer stand

unverwandt:

- 20 So wär' es geworden, so würde es werden,
hielte der Feind bei uns im Land:
zerschossene Städte, brennende Dörfer,
verwüstete Gau'n,
rundum Verderben, Jammer und Grau'n!
- 25 So zogen wir vorwärts, und so lagen
wir wochenlang wieder in Gruben und Graben,
und erging dann Befehl zu Angriff und Schlacht,
meint ihr, es hätt' auch nur einer
von uns ans Sterben gedacht?!
- 30 In zischendem Bogen
schon kam es geflogen —
Granaten von unten, Granaten von oben,
Gefauch und Gestauch, Geknirsch und Geknetter,
Geschetter, Gewetter, Gestoß, Getos,
- 35 als wäre Höll' und Teufel los;
doch wir — lachten bloß:
Lasset es krachen!
Auf, Kinder, und drauf,
wir müssen es machen!
- 40 Und wir machen es auch.
Ein Hurra der Fahne, ein Hurra dem Feld,
ein Hurra dem Sieg unserer deutschen Welt!

- Ⓜ O laßt drum, o laßt euer Weinen und Klagen;
tragt es mit Stolz, das Geschick, das euch fiel!
- 45 Leben ist schön; doch es ist nicht das Letzte,
es gibt noch ein höher geflügeltes Ziel.
Und wozu ihr uns einst auf die Erde geboren,
und was ihr an Röstlichem uns enthüllt,
an Liebe und Treue
- 50 immer aufs neue,
wir haben im heiligsten Sinn es erfüllt:
Wir stehen als Hüter mit flammendem Schwerte
grenzauf, grenzab, in West und Ost;
kein Feind soll euer Land betreten,
- 55 und keiner betritt's auch . . seid des getrost!

Und rief' man uns heute zum Leben zurück,
wir wüßten kein höher, kein heiliger Glück.
Und ihr selbst . . ihr drücktet uns wieder die Hand:
Mit Gott für König und Vaterland!

60 Und wir zögen ebenso jubelnd hinaus,
ein Lied auf den Lippen, am Helm einen Strauß,
und hielten ebenso treu die Wacht,
und ebenso jauchzend ging's in die Schlacht:
Einer für alle und alle für einen!

65 Ein Hurra der Fahne, ein Hurra dem Feld,
ein Hurra dem Sieg unserer deutschen Welt!

Cäsar Flaifchlen. (Aus „Wieland der Schmied“.)

52. Die Gräber unsrer Gefallenen.

Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist.
(Psalm 24, V. 1.)

Da draußen in Feindesland wird jetzt gar manches Heldengrab gegraben. Mehrt es den Schmerz der Trauernden, daß sie ihre Toten nicht hier bestatten können in der heimatlichen Erde, in erreichbarer Nähe? So denken wohl viele. Aber sie sollten nicht so denken. Schon unter gewöhnlichen Verhältnissen gilt's in der Trauer, die Gedanken abzuwenden von dem Grabe. Gewiß, wir wollen die Gräber unserer hier verstorbenen Lieben pflegen und schmücken. Das ziemt dem Gedenken der Liebe. Aber wir sollen die „Lebendigen nicht suchen bei den Toten“. Im Grabe ist nur der Leib, der vergeht. In die Höhe die Herzen!

Vollends nun gilt's gegenüber den Gräbern, die draußen im Felde gegraben werden: Haltet die Gräber nicht für die Ruhestätte der Toten. Eure Toten sind in Gottes Hand. Bei dem lebendigen Gott — da sucht sie! Solches Suchen erhebt euch selbst. Es zieht eure Gedanken vom Vergänglichen weg zum Ewigen. Daß nicht ein heimatlicher Gottesacker die Leiber deckt, — das ist kein Grund zur Trauer. „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist“ — gleichviel ob's deutsche Erde ist oder belgische oder französische oder russische! Ja, es ist nicht nur nicht ein Grund zur Trauer, daß die verweslichen Leiber unserer Gefallenen auf den Schlachtfeldern bestattet sind, — dort ist ihr Ehrenplatz! Da ist das Feld der Ehre, das ihr Tod geweiht hat. Wir könnten hier kein Grab so schmücken, daß es gleich ehrenvoll wäre wie die Gräber auf den Schlachtfeldern. Kein Denkmal kann eindringlicher sprechen von Heldenmut und Vaterlandsliebe und Treue bis in den Tod als diese schlichten Gräber da draußen! Und ist nicht auch da Gottes Acker? „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist.“ Wenn auch kein Grabstein dort es sagt, — wir wissen's dennoch: „Es wird gesäet verweslich und wird aufstehen unverweslich!“

Tägliche Andachten für die Kriegszeit. Heft 2.

Handwritten note:
Pachsky 1287 26 m 14
1040 12 m 14 m 14

53. Letzter Wunsch eines deutschen Offiziers.

Vor der Schlacht bei Tannenberg.

1. Wenn ich falle, baut kein Haus von Stein
über meine todeswunden Glieder.
Senkt mich prunklos in die Erde ein,
neben meine deutschen Waffenbrüder.

2. Mann bei Mann, wie wir in heißer Schlacht
kämpften, um das Vaterland zu retten,
mög' man uns auch in den dunklen Schacht
der befreiten Heimaterde betten.

C. B. Voigt.

54. Es gibt Leute . . .

An einem klaren, sonnenhellen Frühlingstage wandle ich langsam die Potsdamer Straße in Berlin hinauf. Bei der Kunsthandlung von Lepke mache ich Halt und betrachte die Auslagen im Schaufenster. Wie ich da so stehe, gleitet hart an der Bordschwelle ein Krankenstuhl an mir vorbei. Ein Soldat in blauer Uniform schiebt ihn leise, bedächtig, vorsichtig, und in den Rissen lehnt ein Offizier. Leutnant und Bursche — beide tragen das Eisene Kreuz im Knopfloch, hell schimmert's in der Sonne auf dem dunklen Waffenrock. Aber in beider Augen brennt das Leid. Fremd schauen sie in das Gewühl von Menschen und Wagen mit diesem Blick, den fast alle haben, die von draußen kommen, mit diesem Blick, der so viel gesehen hat, daß er nun über alles andere fast gleichgültig hinwegsieht.

Ein Offizier in der Blüte der Jahre, ein Mensch, aus dem vor kurzem noch tausend unerfüllte Wünsche in die Zukunft schrien. Ein energisches, gesundes Gesicht; knapp und fest greift der hohe, rote Kragen um den vollen Hals, knapp und fest liegt der Waffenrock um die schlanke Brust, knapp und fest die Mütze um die weiße Stirn. Aber da, wo die schützende Plüschdecke die Beine decken würde, da — das fühlt man jäh und entsetzlich wie einen Schauer durch Mark und Bein —, da ist nichts mehr. Die weiche Decke schützt nichts mehr, die weiche Decke verhüllt nichts mehr, — es seien denn zwei arme Stümpfe!

Aber dieser Mensch, den da der Sturm dieses Krieges in der Blüte seiner Manneskraft gefällt, der blickt so ruhig ins Weite, so ruhig an all den Menschen vorbei, die sein Schicksal flüchtig rührt und ergreift, als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß sein Bursche ihn so die Potsdamer Straße hinabfährt. An einer Haltestelle der Straßenbahn steht ein alter hoher Offizier, viele Orden auf der breiten Brust. Der Schwerverwundete sieht

ihn zuerst. Sofort, wie die zur Gewohnheit gewordene Vorschrift es befiehlt, grüßt er zuerst, schon von weitem. Da reckt der Greis sich erst hoch auf, die Finger widergrüßend am Helmrand; leise klingen die Orden auf seiner Brust. Dann aber verbeugt er sich tief, tief vor dem siechen Manne, der dem Kriege all seine Kraft dahingegeben; der Kamerad zollt dem Kameraden Mitgefühl und ehrfurchtsvollen Dank. Ich stehe zufällig so, daß ich dem Schwerverwundeten gerade in die Augen blicken kann. Wie ein Schimmer tiefsten Glücks gleitet es über diese Augen hin, ehe sie sich wieder ins Weite wenden, und ich weiß, daß hier einer jener Augenblicke Ereignis wurde, die man nie und nie vergißt.

Aber es gibt Leute, die ungerührten Herzens an allem vorbeisreiten, was nicht ihre eigene kleine Menschlichkeit berührt. Es gibt Leute, die lachen können, selbst wenn das Leid hart neben ihnen weint. Ein Stuber, das Stöckchen unter den Arm geklemmt, weiße Gamaschen über bligenden Lackschuhen, zündete sich gelangweilt eine Zigarette an. Eine gepuzte Dame weidete sich eitel am Funkeln ihrer goldenen Tasche. Zwei Herren in einem Auto zeterten laut, weil der Chauffeur in natürlicher Rücksicht den Krankenstuhl erst an sich vorbeiliß, und ein paar Neugierige drängten sich dicht an den Fahrstuhl heran und gafften frech den beiden Offizieren ins Gesicht, von denen dies Zusammentreffen dem einen das Herz zusammenkrampfte, dem andern einen wundervollen Lohn für unerhörte Leiden gab. Ja, es gibt Leute, bei denen man die Faust in der Tasche über so viel Gleichgültigkeit auf der einen und so viel rohe Neugierde auf der anderen Seite ballen muß.

Tägl. Rundschau, Nr. 213, vom 29. April 1915. (Gefürzt.)

55. Was aus uns „Krüppeln“ wird.

Wenige Gramm nur wog das scharfkantige Stückchen einer französischen Granate, das meinen linken Oberschenkel durchschlug, so daß eine Entfernung des Beines notwendig wurde. Die hervorragende Kunst unserer Ärzte in einem Hilfslazarett nicht weit hinter der Feuerlinie und die aufopfernde Pflege der dortigen Krankenschwestern (der Borromäus-Vereinigung) ermöglichten es, daß ich schon drei Wochen nach der schwierigen Operation in dem bequem und zweckmäßig, ja prächtig eingerichteten württembergischen Lazarettzug die Heimreise antreten konnte. Wohin er uns führt, weiß niemand. Es ist auch gleichgültig; geht es doch zur Heimat, wo jeder baldige völlige Heilung erhofft. Die dreißigstündige Fahrt, vor der man sich nach schwerem Krankenlager etwas gefürchtet hat, verläuft dank dem ausgezeichneten Zuge, dank auch der liebenswürdigen Behandlung des leitenden Arztes und der tätigen Schwestern sehr angenehm.

Ein goldener Vorfrühlingstag, der die Waldränder Frankreichs mit ihren Haselsträuchern schon grün schimmern läßt! Und dann am nächsten Morgen die herrlichen Täler in den Bergen der Pfalz: deutsches Land, keine in Trümmern liegenden Dörfer mehr, keine unbestellten, noch mit vorjähriger Ernte bedeckten Felder, keine müßig dastehenden Bewohner, wie wir sie gestern in Frankreich überall gesehen hatten! Wie im tiefen Frieden bestellten die Landleute ihren Acker, meistens ältere Männer, Frauen, halberwachsene Kinder. Statt der Pferde, die draußen ihren Dienst tun, ziehen vielfach Kinder Pflug und Wagen; überall friedliche, gesegnete deutsche Arbeit. „Möge nie der Tag erscheinen, wo des rauhen Krieges Horden dieses stille Thal durchtoben!“

Ein gütiges Geschick führt uns in eins der sonnigsten Täler des Schwabenlandes, wo der Frühling besonders früh seinen Einzug gehalten hat. In dem militärisch geleiteten, aber mit viel Liebe ausgestatteten Lazarett finden wir die beste Aufnahme und hoffen unter sachkundiger ärztlicher Behandlung und aufopfernder Pflege von seiten der Schwestern und Helferinnen bald als geheilt entlassen zu werden.

Was dann aber? — Nun, die wirklich Geheilten, wieder Feld=dienstfähigen, eilen zu ihren Ersatz-Truppenteilen, um von dort so bald als möglich wieder nach vorn an die Front zu kommen. Was wird aber mit uns, den Krüppeln, die wir infolge Verlustes von Gliedmaßen draußen nicht mehr zu brauchen sind? Werden wir uns zu unseren Angehörigen begeben, uns dort pflegen und ernähren lassen, die uns vom Staat gewährte Pension verzehren und als Invalide dauernd ein ruhiges, aber untätiges Leben führen? — So war es wohl früher, und so glaubten selbst die im Frieden zu Invaliden der Arbeit Gewordenen, mit kleinen Gebrechen Behafteten häufig, sie brauchten nun nichts mehr zu tun, sie mußten von ihrer Rente leben, eben weil sie „Invalide“ seien.

Gibt es denn kein Heilmittel, das uns unsern hilflosen Zustand vergessen läßt, das uns von dem Gedanken, „Invalide“ zu sein, befreit? O ja, es gibt so ein Mittel, und das ist die Arbeit! Arbeiten soll jeder möglichst bald wieder, in seinem alten oder in einem ähnlichen Beruf. Wie ist dieses aber möglich? — Wie kann ein Tischler oder Schmied, der einen Arm, oder ein Maurer, der ein Bein verloren hat, seinen Beruf bald wieder ausüben?

Nun, deutsche ärztliche Wissenschaft und deutsche Kunstfertigkeit haben dafür gesorgt, daß dies möglich ist. Fast alle fehlenden Glieder werden heute so vollkommen ersetzt, daß der Kranke, wenn er die nötige Willenskraft hat, sich seiner alten Berufstätigkeit wieder widmen kann.

Jedem als „Krüppel“ heimkehrenden Krieger wird in den Lazarettzügen und Krankenhäusern eine kleine Druckschrift „Krüppelfürsorge“ ausgehändigt. Sie ist herausgegeben im Auftrage der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge und der Orthopädischen Gesellschaft von Prof. Biesalski, Berlin-Zehlendorf (Verlag Leop. Voß, Leipzig und Hamburg). Dieses Büchlein gibt unter Beifügung vieler Photographien ein klares Bild davon, inwieweit die ärztliche Wissenschaft heute imstande ist, die durch den Krieg verletzten oder verlorenen Gliedmaßen zu heilen oder zu ersetzen. Mit besonderem Nachdruck wird darin darauf hingewiesen, daß das Hauptheilmittel für jeden Invaliden die Arbeit ist. Dieses in weitesten Kreisen des Volkes — nicht nur bei den als Krüppel heimkehrenden Soldaten und ihren Angehörigen — zu verbreiten, sollte sich jeder, der Gelegenheit dazu hat, angelegen sein lassen.

Wir aber, die vom Felde der Ehre als Krüppel heimkehrenden Krieger, wollen mit Mut und Willenskraft darangehen und uns unter Ausnutzung der Erfindungen deutscher Wissenschaft und Kunstfertigkeit bald wieder in den Zustand zu versetzen suchen, daß wir wieder unsere Arbeit versehen können. Weiter ernähren wollen wir unsere Familien, weiter vollwertige Bürger unseres herrlichen deutschen Vaterlandes sein, nicht anderen zur Last fallen, nicht, wie es früher war, als Invalide oder Krüppel das Mitleid unserer Mitmenschen erregen. Wenn uns dieses gelingt, dann erst werden wir mit besonderer Genugtuung uns unserer Tätigkeit in dem großen deutschen Kriege erinnern, und dann werden wir auf unsere eisernen und stählernen Gliedmaßen mit demselben Stolz blicken wie auf das schlichte Kreuz am schwarzweißen Band auf unserer Brust.

Unterhaltungsbeilage der Tögl. Rundschau, Nr. 101, vom 3. Mai 1915.



56. Das Kreuz.

Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum den Gekreuzigten.

Die Franzosen haben den Adler, wie ihn die römischen Heiden hatten, — wir haben das Kreuz auf den Fahnen. Denn wir sind Christen und wollen auch den Krieg als Christen führen. Das Kreuz soll uns erinnern an die größte Liebe, die je auf Erden gesehen, an den schwersten Kampf, der je auf Erden gekämpft, an das blutigste Opfer, das je auf Erden gebracht wurde. Unsere Liebe soll es stärken, unsern Kampf heiligen, unser Opfer weihen. Darum haben wir das Kreuz auf den Fahnen.

Und den Tapfersten der Tapferen wird es als Ehrenzeichen auf die Brust geheftet. Indem unser Kaiser zu Beginn dieses Krieges den Orden des Eisernen Kreuzes erneuerte, hat er das Jahr 1914 in Beziehung setzen wollen zu dem glorreichen Jahr 1813. Auch der Krieg, den wir jetzt bestehen müssen, ist ein Volkskrieg, ein Freiheitskrieg, ein heiliger Krieg, und im Zeichen des Kreuzes sollen wir ihn durchführen und zum Siege bringen.

Auch das Rote Kreuz zeugt davon. In unermüdlicher, aufopferungsvoller Liebe will es die Wunden verbinden und heilen, die der Krieg geschlagen hat. Diese Barmherzigkeit wäre undenkbar ohne den großen Samariter, dessen Kreuz für alle Zeiten das ergreifendste Denkmal einer bis in den Tod getreuen Liebe ist.

Freilich, bitter-ernste Gedanken erweckt das Kreuz. Es redet vom Leiden. Aber auch da redet es eine tröstliche Sprache, weil wir mit unserm Kreuz herankommen dürfen an Jesu Kreuz und beten dürfen: Herr, reiß mich aus den Ängsten kraft deiner Angst und Pein!

Geh. Konf.-Mat. Conrad. („Eine feste Burg ist unser Gott.“)

57. Urkunde zur Erneuerung des Eisernen Kreuzes (5. August 1914).

„Angeichts der ernsten Lage, in die das teure Vaterland durch einen ihm aufgezwungenen Krieg versetzt ist, und in dankbarer Erinnerung an die Heldentaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiung und der Einigung Deutschlands wollen Wir das von Unserem in Gott ruhenden Urgroßvater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes abermals wieder aufleben lassen. Das Eiserner Kreuz soll ohne Unterschied des Ranges und Standes an Angehörige des Heeres, der Marine und des Landsturms, an Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege und sonstige Personen, die eine Dienstverpflichtung mit dem Heere oder der Marine eingehen oder als Heeres- und Marinebeamten Verwendung finden, als Belohnung der auf dem Kriegsschauplatz erworbenen Verdienste verliehen werden. Auch solche Personen, die daheim sich Verdienste um das Wohl der deutschen Streitmacht und der seiner Verbündeten erwerben, sollen das Kreuz erhalten.“

58. Vom Roten Kreuz im Kriege 1914/15.

Schon im Frieden ist das „Rote Kreuz“⁵⁰ eifrig beschäftigt mit der Ausbildung der Schwestern in der Verwundetenpflege, mit der Sammlung von Geldmitteln und der Beschaffung und Bereitstellung der für den Krieg erforderlichen Gegenstände. Auch die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger und die Sanitätskolonnen haben jahraus, jahrein fleißig geübt. Beim Ausbruch des Krieges eilen sie alle hinzu, ordnen sich dem vom Kaiser ernannten Königlichen Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege unter, gliedern sich den vorhandenen Formationen an und sind den Befehlen der leitenden Personen gehorsam. Sie begleiten die Sanitätszüge, verbinden die Wunden, sie erquicken Kranke, Verwundete und Gesunde an den Haltestellen der Bahn, überführen die Pfleglinge in die Krankenhäuser und übernehmen auch hier die notwendigen Arbeiten der Pflege und Fürsorge.

Kommt ein Zug mit Verwundeten an, so stehen bei Tag und bei Nacht die Frauen und Männer des Roten Kreuzes auf dem Bahnhof bereit. Hier und da wird ein Verband ergänzt. Wer von den Verwundeten nicht aufstehen kann, der wird auf seinem Lager gelabt. Die Leichtverwundeten werden sorgsam zu Tischen oder in Erfrischungsräume geleitet, mit Limonade, Kaffee, Tee, mit Butterbrot, Kuchen, Obst usw. erquickt, auf manchen Stationen auch mit warmer Kost. Ist der Bestimmungsort erreicht, so erfolgt die Überführung in die vorher dazu bestimmten Lazarette und Heilanstalten. Man legt besonderen Wert auf möglichst schmerzlose Beförderung. Mancher Schwerverwundete bleibt auf derselben federnden Tragbahre liegen, auf die er zuerst gebettet wurde. Sie kann im Zuge aufgehängt werden, so daß kein Stoß den Armen erschüttert. In Berlin, am Schöneberger Hafen hat man diesmal als besonders milde Fahrgelegenheit auch 15 Spreefähne und sogenannte Wohnprähme mit 400 Betten zur Weiterschaffung bereitgestellt.

Überall sind von der Militärverwaltung und ihrem Sanitätsdienst sowie vom Roten Kreuz Säle und Räume hergerichtet zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten. Ein edler Wettstreit hat sich auch hier gezeigt. Die Fürsten haben ihre Schlösser dazu hergegeben, der Kaiser z. B. die Schlösser in Straßburg i. E., in Wiesbaden, in Koblenz und in Königsberg i. Pr. Auch das Braunschweigische Herzogschloß ist dafür eingerichtet worden. Was an passenden Räumen, Häusern und Anstalten irgend vorhanden ist, wurde vom Staat, von Gemeinden, von Privatleuten für die Pflege der Verwundeten mit Betten ausgestattet. Das Rote Kreuz hat sofort in Berlin 4000 Betten eingerichtet. Große Vergnügungsstätten stellten ihre gesamten Räume zur Verfügung. Wie viele solcher Lagerstätten und Betten in ganz Deutschland gebraucht werden? — Wer kann das jetzt schon sagen! Es

kommt dabei doch auch auf die Länge des Krieges an. — Wie viele vorhanden sind? Auch das ist zurzeit mit Sicherheit wohl noch nicht anzugeben. —

Das Rote Kreuz beschränkt sich im Kriege aber nicht auf die Pflege der Verwundeten und Kranken; es füllt jede Lücke aus, die das Walten der militärischen, sich auf das Notwendige beschränkenden Ordnung ihm zeigt. Es ergänzt die Speisung der ausziehenden und zurückkehrenden Truppen, wenn ungeheure Massentransporte deren ordentliche Ernährung schwierig machen. Es speist und erquickt auch die Gefangenen, wenn ihre Zahl in nicht vorhergesehener Weise anschwillt. Es führt den Soldaten im Felde und den Lazaretten in Feindesland Liebesgaben zu und findet gerade hierin eine seiner Hauptaufgaben.

Eine großartige, sorgsam durchdachte und ausgeführte Gliederung bewirkt die Verteilung der Hunderte von Gabengattungen in die entferntesten Orte, wo deutsche Soldaten im Kampfe stehen oder auf dem Schmerzenslager liegen. Zuerst werden die Gaben aller Art in die Sammelstellen geleitet: Labe- und Stärkungsmittel, Arzneien, Verbandzeug, Wäsche, Kleidungsstücke, Gebrauchsgegenstände usw. Die „Zweigdepots“, wie man die kleineren Sammelstellen nennt, folgen den Truppenteilen. Sie werden von den Hauptdepots versorgt und bringen, was sie haben, bis in die letzte Hand.

Der Wert der Liebesgaben wurde 1870 auf 16 Millionen Mark geschätzt; die baren Geldmittel der freiwilligen Krankenpflege betrugen damals 35 Millionen Mark; die Gliederung der Arbeit umfaßte 1987 Zweigvereine mit 255 000 Mitgliedern. Jetzt ist der Bedarf an Geld, an Gaben, besonders aber auch an Personen natürlich sehr viel größer. Zu den Hunderttausenden in unablässiger Friedensarbeit ausgebildeter Kräfte treten die in der gegenwärtigen Kriegsnot dem Roten Kreuz zueilenden Helfer. So haben sich in der Hauptsammelstelle im Reichstagsgebäude während 5 Tagen 32 000 Helferinnen gemeldet, die in 200 ärztlichen Kursen eine beschleunigte Unterweisung in der Krankenpflege erfuhren. Solcher Meldestellen gibt es aber Hunderte im Reich. — Auch der Geldbedarf des Roten Kreuzes übertrifft den des Krieges 1870/71 um das Vielfache, und überall öffnen sich die Herzen und Hände zur Erfüllung dieser dringenden Liebespflicht; alle Stände wetten in Opferwilligkeit. Die großen Firmen und Banken gehen mit Riesensummen voran. Die Fürsten, die Städte und die Verwaltungen aller Art bewilligen erhebliche Mittel für das Rote Kreuz. Aber auch das Scherflein der Witwe, der Arbeitergroßchen fehlt nicht; Kinder öffnen ihre Sparbüchsen, Arme darben sich den nötigen Bissen ab. Allüberall regt sich die Liebe zur Vinderung der Kriegsnot, zur Labung unserer Söhne und Brüder an den Grenzen, im Lager, in den Lazaretten, aber auch zur Versorgung der zurückgebliebenen Angehörigen unserer Krieger. Wer mit seiner Gabe noch dahinten blieb, der hole es nach! —

Nach Konstantin Liebig in „Feierstunden“

59. Kreuzträger.

1. Das heiligste Zeichen, die stolzeste Zier:
das Kreuz von Eisen — das traget ihr! —
Es kündigt von Waffen- und Siegesruhm,
von eiserner Treue, von Heldentum.

2. Wir tragen ein Kreuz im Verborgnen — das spricht
von Waffentaten und Lorbeer nicht.
Dort, wo sie nicht Augen der Menschen schau'n,
dort kämpfen und bluten die deutschen Frau'n.

3. Es ist nicht ein Kreuz, das von vielen begehrt,
und hat doch bleibenden, ew'gen Wert;
es wandelt die Schwachheit in Heldenkraft,
verleiht eine heilige Ritterschaft.

4. Das Kreuz, das geschmiedet die eiserne Zeit,
das Kreuz der Frauen heißt „Herzeleid“.
Sie nehmen es hin aus des Höchsten Hand
und tragen es stolz für das Vaterland.

A. Freim v. Seckendorff. (Aus der Kreuz-Zeitung.)

60. Das Feldpaket.

1. Wer wird wohl meine Strümpfe tragen,
die ich so sorgsam hab' gestrickt?
Sie werden ihn gewiß nicht plagen,
sie haben sicher nicht gedrückt!
Sind deutscher Fleiß! In Jugendentagen
setzt' ich schon meine Ehre dran.
Wer wird wohl meine Strümpfe tragen?
Ich wünscht' — ein deutscher Landwehrmann!

2. Wen wird mein Weihnachtslichtlein grüßen,
das oben in der Kiste lag?
In seinem Glanz wird sich erschließen
manch ein vergangner Weihnachtstag!
Mag Wehmut dann den Schmerz versüßen,
daß Weib und Kind so fern, so fern. —
Wen wird mein Weihnachtslichtlein grüßen?
Ein Vaterherz? — Ich wüßt' es gern!

3. Du schlichter Band im schwarzen Kleide,
du liebes Neues Testament,
wer liest dich, sich zur Augenweide,
wenn hell der Stern vom Himmel brennt?

Wem nimmst du banges Herzeleide
im fernen Osten auf der Wacht?
Du schlichter Band im schwarzen Kleide,
hast du den Knaben fest gemacht?

4. So wandre, liebe Weihnachtskiste,
verschnürt, vernagelt, rot beklebt!
Wenn ich auch gar zu gerne wüßte,
wer lächelnd deinen Deckel hebt: —
Es kommt schon in die rechten Hände
das Buch, der Strumpf, das Weihnachtslicht!
Es gibt an unsrer Front am Ende
u n r e c h t e H ä n d e wirklich nicht!

Agnes Harder.

61. Strickliedchen.

1. Zum Dienst fürs liebe Vaterland
rührt fleißig sich der Frauen Hand.
Es wird gekocht, genäht, gepflegt,
weil Kriegszeit viele Wunden schlägt.

2. Das macht uns Mädels auch mobil.
Und leisten wir auch noch nicht viel,
zur Liebesarbeit sind wir hier,
Soldatenstrümpfe stricken wir.

3. Die Nadeln klappern in der Hand,
zwei rechts, zwei links, ein langer Rand;
den Schaft dann glatt und nicht zu weit;
nun aber kommt die Schwierigkeit.

4. Die Ferse ist das Schmerzenskind,
weil da so krumme Sachen sind:
die Nähtchen, Käppchen, ach wie schwer!
wenn man nur erst darüber wär'!

5. Dann aber geht es wieder Trab,
rundum, rundum, flipp, flapp, flipp, flapp,
bis dann der Fuß fein zugespitzt,
so daß nun tadellos er sitzt.

6. Und Strümpfe sind es nicht allein;
wir stricken gute Wünsche ein:
Gott schenke euren Waffen Sieg,
daß bald beendet sei der Krieg!

7. Drum stricken wir ohn' Rast und Ruh'
und singen unser Lied dazu:
Zur Liebesarbeit sind wir hier,
Soldatenstrümpfe stricken wir.

Helene Krüger.

62. Der Haushalt zur Kriegszeit.

Die Lösung der schweren Aufgaben, die uns für die Ernährung in der Kriegszeit gestellt sind, muß zum guten Teil im Haushalt und durch die Frauen erfolgen. Die Frau, die für den arbeitenden Mann den Tisch bereiten soll, die Mutter, die den Kindern satt und möglichst gut zu essen geben will: sie haben keinen leichten Kriegsdienst in dieser harten Zeit. Die Brotration ist knapp, Kartoffeln sind keinesfalls im Überflusse vorhanden, den Fleischverbrauch gilt es einzuschränken. Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß die bisherige gewohnte und gelernte Führung des Haushalts gerade in bezug auf die Bereitung der Hauptmahlzeit geändert werden muß. Das ist für jede Hausfrau schwer, am schwersten natürlich für diejenigen, die selbst noch außer dem Hause arbeiten müssen und den Fragen der Küche und Nahrung nur eine kurz begrenzte Zeit widmen können. Diese Frauen und Mütter haben wahrlich schweren Kriegsdienst.

Mit vollem Recht ist wieder und wieder von Hausfrauen gefragt worden: „Was sollen wir denn nun eigentlich kaufen und auf den Tisch bringen?“ Die schwere Frage ist natürlich nicht mit einer Reihe von Kochrezepten und einer Herzaählung dessen, was nicht geschehen soll, beantwortet. Eine allgemein gültige, allen örtlichen, allen verschiedenen hauswirtschaftlichen Verhältnissen angepasste Kriegsvorschrift für die Küche läßt sich überhaupt nicht geben. Hausfrauen, die darauf warten, werden vergeblich warten. Die Hausfrau muß vielmehr ihre Erfahrung, ihre Tatkraft und Erfindungsgabe selbständig und unverzüglich anspannen. Hat sie verstanden, worum es sich im großen und ganzen bei der Kriegsernährung handelt; weiß sie, was knapp vorhanden, was reichlich da ist; beobachtet sie nach der Kriegserfahrung, was der Mann, was sie selbst und was jedes Kind braucht, um satt zu werden: so wird sie bald den rechten Weg finden.

Allgemeine praktische Vorschriften gerade in der Ernährungsfrage haben schon jetzt fast sämtlich den Fehler gezeigt, daß sie gar nicht immer und nicht überall anwendbar sind. Da hieß es: „Eßt kein Weißbrot“; aber es zeigte sich, daß an einzelnen Orten zeitweise mehr Weizen- als Roggenmehl vorhanden war. Das Gebot war unbrauchbar; es mußte eben Weißbrot gekauft und gegessen werden. Noch ganz zur Unzeit erging der Ruf: „Eßt wenig Fleisch“; aber durch die Abschachtung der Schweine kommt Fleisch zum Schlächter. Soll nun das Fleisch beim Schlächter verderben, damit dem gewiß gut gemeinten Rat nachgekommen wird? Es werden Kriegsrezepte für bestimmte Fischarten, Gemüsearten usw. bekannt

gegeben; aber am Orte sind die zur Bereitung notwendigen Zutaten nur spärlich vorhanden. Natürlich haben diese Rezepte keinen Wert. Man ißt im Deutschen Reich in verschiedenen Gegenden sehr verschieden, und die Frauen haben daher verschieden kochen gelernt. Der Brauch in der Küche entspricht fast immer der Nahrungsmittelerzeugung in der betreffenden Gegend. Das kann, soweit die betreffenden Nahrungsmittel ausreichend vorhanden sind, auch im Kriege so bleiben. Im Rheinland ißt man mehr Gemüse und Obst, im deutschen Osten mehr Kartoffeln, an den Küsten viel Fische; der Westfale aß vor dem Kriege schon das sparsamste Brot, den Pumpernickel. Alle diese Gebräuche haben ihren vernünftigen Sinn. Es wäre ganz falsch, eine Haushaltsregel aufstellen zu wollen, die dem Westfalen die Kriegssemmel, dem Rheinländer vermehrten Kartoffelverbrauch empfiehlt. Die Haushaltungen in Deutschland lassen sich nicht in einförmige Kriegsregeln spannen.

Die meisten deutschen Frauen überlegten bisher morgens den Küchenzettel und kauften danach ein. Das wird im Kriege nicht immer möglich sein. Das Gewünschte ist manches Mal am Orte nicht vorhanden. Es ist in der Kriegszeit nicht richtig, wollte nun jede Hausfrau von Händler zu Händler gehen, um wie viele andere das Gesuchte zu finden. Es ist, wie erwähnt, vorgekommen, daß für einige Tage die Kartoffelzufuhr versagte. In solchem Falle muß es für einige Tage einmal mit der Einteilung eines kleinen Kartoffelvorrats gehen, und Gemüse, Käse, Süßspeisen usw. müssen aushelfen. Das ist richtiger und auch billiger, als bei versagender Zufuhr um hohen Preis Kartoffeln kaufen. So kann in dieser Kriegszeit ein jedes Nahrungsmittel einmal im Handel knapp werden. Da heißt es für die Hausfrau: kaufen, was da ist. Das wird auch meist am billigsten sein. Der Küchenzettel darf nicht vor dem Einkauf, sondern muß während des Einkaufs fertig werden.

Auf der anderen Seite kann wiederholte, allgemeine Nachfrage der Hausfrauen nach bestimmten Nahrungsmitteln die Händler zwingen, die betreffenden Nahrungsmittel zu beschaffen. Der Händler mag nichts in Vorrat nehmen, was er nicht los wird; aber er wird gern anschaffen, was er verkaufen kann, so bestimmte Gemüsearten, Käse, Obst, Marmeladen, Backobst usw. Die Hausfrauen können die Händler erziehen. Daß kein Nahrungsmittel vergeudet, Brauchbares nicht weggeworfen, das Vorhandene bis zum letzten genießbaren Rest verzehrt werden muß, das weiß jede echte deutsche Frau in diesen harten Tagen. Durch das Kartoffelschälen haben wir in Friedenszeit fast den dritten Teil aller Kartoffeln verschwendet. Durch das achtlose Fortwerfen von Fettabfällen und Fettresten auf den Schüsseln und Tellern sind ungeheure Mengen Fett verloren gegangen. Im Frieden war es Geldverschwendung. Das mochte jede Hausfrau mit sich selbst abmachen. Im Kriege ist es Verschwendung von Ernährungsmitteln. Das geht das Vaterland an.

An der Spitze der Ernährungsfrage steht die harte Tatsache, daß wir mit alleiniger Ausnahme von Zucker kein Nahrungsmittel reichlich haben; einzelne haben wir sehr knapp, andere ausreichend. Die Hausfrau kann durch Abwechslung und Austausch der Nahrungsmittel dafür sorgen, daß keines der Familienglieder, die ihr anvertraut sind, zu hungern braucht. Sie kann es um so leichter, je fleißiger und erfinderischer sie beim Kochen ist.

Die Hausfrau muß aber auch dafür sorgen, daß im ganzen weniger gegessen wird. Das gilt natürlich nicht für den Haushalt, in dem die Mittel ohnehin gerade zum Sattessen langen. Aber eine ganz gewaltige Zahl von Deutschen ist tatsächlich zu viel. Im Durchschnitt kann man sagen, daß die Deutschen bisher um zwei Fünftel mehr gegessen haben, als sie brauchten, um satt zu werden und gesund zu bleiben. Das gestattet der Krieg nicht. Erstes Frühstück, zweites Frühstück, Mittag, Vesper, Abendessen: das ist mehr, als der Mensch braucht. Wer frühzeitig mit der Arbeit beginnt und spät zum Mittagessen kommt, braucht zweites Frühstück; nicht aber, wer spät aufsteht oder zeitig zu Mittag essen kann. Brot zur Vesper ist fast immer überflüssig. Da genügt gesüßter Kaffee oder ein Glas Milch. Nicht immer, wenn man Lust zum Essen hat, hat man Hunger. Es ist viel gesünder, seltener am Tage zu essen: morgens, mittags und abends.

Viele Hausfrauen trifft die Forderung: mehr kochen! In doppeltem Sinn. Es kostet allerdings weniger Zeit, und es ist bequemer, das Fleisch zu braten. Aber das ist Fettvergeudung, und nur durch Zugabe von Gemüse und Kartoffeln wird man von gebratenem Fleisch satt. Das Fleisch mit Kartoffeln und Gemüse kochen, erfordert zwar mehr Zeit und Aufmerksamkeit, aber es ist sparsamer, es ist kriegswirtschaftlich und sättigt gründlicher. Besonders im deutschen Norden und in Mitteldeutschland ist das beliebteste Abendessen Brot, Butter oder Schmalz und kalter Aufschnitt. Das ist schnell fertig. Aber die Brotration ist schmal, Butter muß gespart werden, Schmalz wird bei vermindertem Schweinebestande knapp werden, ebenso der kalte Aufschnitt. Im deutschen Süden und am Rhein ist das warme Abendessen viel mehr im Gebrauch. Es ist keineswegs teurer als Brot, Butter und Fleischbelag. Für die Hausfrau ist es zwar mühsamer, aber sie darf die Mühe im Kriege nicht scheuen.

Das Haushalten im Kriege ist schwer und wird mit der Dauer des Krieges noch schwerer werden. Im Frieden war es der Stolz der Hausfrau, möglichst billig gewirtschaftet zu haben. Solche Sparsamkeit gilt im Kriege nichts. Die Mittel, an denen es zu sparen gilt, sind nicht die Geldmittel des einzelnen, sondern die Nahrungsmittel des Volkes. Mit ihnen müssen die Frauen rechnen lernen.

Die Nahrungsmittel sind gewiß zum Teil teurer geworden. Es ist unpatriotisch, und es ist gedankenlos, darüber zu murren. Kriegezeiten sind immer auch teure Zeiten gewesen. Der Krieg ist eine Zeit der Not und der Prüfung. Es ist gerecht, wenn die Daheimgebliebenen ebenso wie die

Tapferen vor dem Feinde die Schwere der Zeit täglich und stündlich fühlen. Solche Not ist des Sieges Preis. Und es ist einem großen und stolzen Volke besser, wenn es im Kriege Entbehrungen erträgt, als wenn es im Kriege besiegt wird. Mit unseren Nahrungsforgen statten wir einen Teil unseres Dankes ab an Deutschlands Helden, die, den Tod vor Augen, vor dem Feinde stehen. Die Ernährung im Kriege. (Herausgeg. vom Ministerium d. Innern, Berlin.)

63. Ein Gruß aus der Heimat.

Du hast Abendbrot mitgeholt: Erbsensuppe in einem großen Kübel — zwei Mann tragen den —, eine Kanne Kaffee, einen Sack Brote. Tappend bist du gegangen durch nie erlebte Finsternis; graue Schatten sind an dir vorbeigehuscht, leise Stimmen, am Grabe der 13 Freiwilligen vorbei, über die verlassenen Schienen durch den dunklen Wald zur Feldküche hin und wieder zurück. Du hast, unter einer trüben Lampe kniend, hastig aus dem Kochgeschirr ein paar Löffel Suppe gegessen und bist dann in den Regen und Sturm auf „Posten“ gegangen. Kein Stern, kein Licht im ertrunkenen Nachtland! Nur zuweilen ein Kanonenschuß, eine Leuchtkugel über den Höhen, eine tastende Lichtzunge. Der Regen sprüht in dein Gesicht; du neigst oft die Augen über die Uhr und siehst doch nichts; dich kommt ein Frieren an. Aber einmal ist doch die Stunde herum; du tappst zu deiner Deckung zurück und hast eine Stunde Ruhe. Du bückst dich herein; da leuchtet eine weiße Kerze, und aus dem Ofen blinzelt das Auge des Feuers. Du setzt den Helm ab, ziehst den nassen Mantel aus, und deine Augen lächeln ein Heimatgefühl. Du siehst den Kameraden an und sagst: „Noch ein Weilschen soll das Licht uns leuchten, das goldene Licht.“ Da ruft draußen eine Stimme: „Kamerad, ein Brief, drei Pakete; komm!“ — Eine jähe Freude wellt durch dein Blut. „Ist's wahr?“ Dann gehst du zur Feldwebelbude: „Ja!“ Und du hältst die „Grüße aus der Heimat“ fest in den Händen und bist nur leise traurig, daß du den Kameraden nicht auch etwas bringen kannst. — Du legst die Gaben in das weiche Licht, nimmst jedes Stück einzeln in die Hand. Du lächelst, du drehst es hin und her. Dann öffnest du — langsam, feierlich, und dir klopf das Herz wie einem Kinde. Von der Frau. Von den Eltern. Von den Geschwistern. Von einem lieben Freunde. Gaben und Worte der Liebe. In Liebe eingewickelt jedes Ding. Und jedes Wort ein Bekenntnis der Liebe: „Wir denken an dich. Wir sprechen von dir. — Komm wieder, komm wieder!“

Das steht da und noch viel mehr zwischen den Zeilen. Und du wähnstest dich verlassen, vergessen in der Nacht und warst traurig! Freue dich, fühle nun dich und was du andern bist; fühle die „schöne Freude des Seins mit andern“. — Geh nun getrost wieder in die Nacht zur Wacht! Siehe, ein Glanz ist auf dir, eine süße Wärme: Du bist in treuer Gut. — O, wie schön ist das Leben! — Kriegsstimmungen, von Wilh. Janesch. (Magd. Zeitg., Nr. 956, v. 25. Dez. 1914.)

64. Er war einer unserer Besten.

Die Frau eines Landwehrmanns erhielt von dem Kommandeur des Regiments, in dem ihr Mann im Westen gekämpft hat, folgenden Brief:

Liebe Frau . . . !

Ihr lieber Mann, der uns Ende Oktober vom Ersatz-Bataillon zugeführt wurde, ist gestern zwischen 8 und 9 Uhr vormittags auf einem Patrouillengang beim Dorf Kl. N. gefallen. Er erhielt einen Schuß durch die Stirn und sank lautlos nieder; der Tod hatte ihn sofort umfassen. Wir haben ihn hierher gebracht und seinen Körper zusammen mit dem eines Wehrmanns, der neben ihm die tödliche Kugel erhielt, unter Tannengrün in das offene Grab gelegt. Ein Ehrenposten steht davor, bis der Pastor, den wir in den nächsten Stunden erwarten, die Toten einsegnen und das letzte Gebet am Grabe sprechen wird. Der Grabhügel liegt hier im Park unter hohen Tannen, unter deren flüsterndem Rauschen er im ewigen Schläfe ruhen wird, bis Gott der Herr ihn auferwecken wird zu ewigem und seligem Leben. Ein schlichtes Kreuz haben die Kameraden auf dem Grabhügel errichtet; darauf steht geschrieben: „Hier ruhen in Gott die Wehrleute Gefr. B. und D., 8. Komp., Landwehr-Inf.-Regt. —, gefallen auf einem Patr.-Gang am 27. 11. 1914.“

Ihr lieber Mann war einer unserer besten und tapfersten Patrouillenführer, der sich hierzu stets freiwillig meldete. Ich selbst gab ihm den Auftrag zu seinem letzten Patrouillen-Gang und habe oft meine Freude an seiner Unererschrockenheit, seinem frischen Mut und an seiner steten Bereitwilligkeit gehabt. Er war zur Verleihung des Eisernen Kreuzes vorgeschlagen. Nun steht das Kreuz, das aufwärts zum Himmel weist, auf seinem Grabe! Im Tode und in Gedanken können wir nur noch den Lorbeerfranz, den er verdiente, auf seine bleiche Stirn drücken.

Die Vorgesetzten und Kameraden sind tief ergriffen über den Tod Ihres lieben Mannes, denn er war ja einer unserer Besten, von dessen Tapferkeit wir noch viel erwarten durften. Wir gedenken Ihrer und der beiden Verwaisten in herzlichster und aufrichtiger Teilnahme. Wir können Sie in Ihrem Jammer nur an das Kreuz auf dem Grabe erinnern, das zur lichten Höhe weist; möge Ihnen, liebe Frau, von dort Kraft und Trost gegeben werden. Möge der Schmerz durch den Gedanken gemildert werden, daß Ihr Mann sein Leben für eine große, heilige Sache hingab, und daß aus diesem Liebesopfer ein Segen für Ihre Kinder, für unser Vaterland erwachsen muß. —

Magdeb. Zeitung, Nr. 949, vom 22. Dez. 1914.

5. Stimmungsbilder aus dem Felde.

65. Eine freundliche Stimme über Deutschland.

Sven Hedin, der berühmte schwedische Forscher und Weltreisende, der viele Wochen auf dem westlichen Kriegsschauplatz an der Front geweilt hat, um dort Vorstudien zu einem Werk über den Weltkrieg zu machen, hat von dort ein längeres Schreiben an einen schwedischen Freund gerichtet, in dem er sich folgendermaßen über Deutschland und den Weltkrieg äußert:

Du weißt, daß ich vom ersten Tage des Krieges an nicht einen Augenblick an seinem Ausgange gezweifelt habe. Daß es schwer und kostspielig werden würde, eine solche Übermacht zu überwinden, war leicht zu verstehen. Aber jetzt, nachdem ich so viel mit eignen Augen gesehen habe und mich mitten in dem Wirbel der Geschehnisse befinde, verstehe ich klarer als je, daß das deutsche Volk, das jetzt für sein Dasein kämpft, siegen muß. In einer Stadt, in der ich mich ein paar Tage aufhielt, zog jede halbe Stunde eine Truppenabteilung durch. An den unzähligen Etappen marschierten ununterbrochen unabsehbare Truppenmassen an die Front. Wohin man auch kommt: überall wimmelt es von jungen, gesunden, kräftigen, wohlausgebildeten und gut ausgerüsteten Soldaten. Es ist eine Völkerwanderung, wie sie die Welt nie geschaut hat. Es ist der Zug der Germanen gegen Westen im Kampf für ihr Dasein und ihre Zukunft. Und doch merkt man in Deutschland keine Spur von der Anstrengung.

In entgegengesetzter Richtung, von der Front nach Deutschland, bewegt sich auch ein gewaltiger Strom — es sind die Verwundeten, die gepflegt werden sollen, und die man seinem Lande erhalten will, und es sind auch die Gefangenen. Ich habe gesehen, wie diese behandelt werden, habe auch mit Hunderten von Gefangenen gesprochen, und ohne Ausnahme heben sie mit Dankbarkeit die milde und menschliche Behandlung hervor, die sie genießen. Sie erhalten die gleiche kräftige Verpflegung wie die deutschen Soldaten. Sie waren alle vergnügt und entzückt. Diese menschliche Behandlung hat die größte Verwunderung der französischen Soldaten hervorgerufen; sie hatten ganz anderes erwartet. Unter Zweifel und mit Entrüstung habe ich

in ausländischen Zeitungen gelesen, die französischen Gefangenen würden von den Deutschen hart behandelt. Mit meiner Ehre stehe ich dafür ein, daß solche Behauptungen lügenhaft sind. Ich habe von keinem einzigen deutschen Offizier etwas Schroffes über Frankreich gehört. Alle, ohne Ausnahme, hegen sie ehrliches Mitgefühl mit diesem großen und schönen Lande.

Aussichtslos erscheint dieser Kampf für Deutschlands Gegner auch, wenn man es erlebt hat, wie leicht Deutschland eine einheimische Anleihe von fast fünf Milliarden Mark gezeichnet hat. Es ist meine Überzeugung, und ich habe sie von hervorragenden Deutschen bestätigt gefunden, daß dieselbe Summe jederzeit von neuem aufgebracht werden könnte. Deutschland ist ungeheuer reich, Deutschland wird den Krieg nicht eher beenden, bevor es auf allen Fronten gesiegt hat.

Deutschland ist zurzeit Gegenstand der Verleumdung und eines planmäßig geregelten Lügenverkehrs. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Berichte gewisser Zeitungen liest. Sie schrecken nicht einmal vor den schändlichsten Verunglimpfungen des Kaisers zurück. Ich habe den Kaiser hier gesehen, und ich weiß, daß er als leuchtendes Beispiel für sein ganzes Heer auf seinem Posten steht. Ich weiß ferner, und ich kann es bei meiner Ehre beteuern, daß der Kaiser bis zum letzten Augenblick alle Mittel, die einem Menschen zu Gebote stehen, aufgewandt hat, um diesen Krieg zu verhindern. „Friedenskaiser“ war der Ehrentitel, den man ihm zu seinem fünf- undzwanzigjährigen Jubiläum gegeben hat. Seine ganze Politik war darauf gerichtet, den Frieden zu bewahren. Bald wird ihm die Geschichte recht geben, wenn es auch jetzt Menschen gibt, die ihn nicht verstehen wollen oder können.

Chronik des deutschen Krieges.

Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Rundgebungen. I. Bd. (Beck'scher Verlag, München.)

66. Beim Deutschen Kaiser.

17. Januar 1915.

Zwischen den hohen Bäumen eines stillen Parkes steht eine schmucke Villa. Ihre Besitzer sind geflohen, als das deutsche Heer erschien und das französische sich auch auf die Socken machte. Es waren wohlhabende Leute, die stolz waren auf ihr Haus; das merkt man schon am Außern des Baues, an der Gepflegtheit des Parkes, den jetzt eine schweigsame Nacht umträumt, und an der etwas großtuenden Freitreppe, auf der jetzt im Flackerschein der Laternen zwei regungslose Schildwachen mit blanken Klinge stehen. Diese Leute, die nicht mehr da sind und irgendwo im Süden von Frankreich sitzen, in Bordeaux oder bei Nizza, denken wohl in ruheloser Sorge an ihr verlassenes, unbeschütztes Haus und glauben es verwüstet durch alle

„Barbarengreuel“, die sie in ihren Zeitungen als Zugabe zu jedem Frühstück genießen. Ihre Sorge ist ein Irrtum; dieses Haus ist in Wahrheit sorglicher behütet, als sie selbst es vor jedem Vernichtungsschreck des Krieges hätten behüten können, wenn sie geblieben wären. Denn unter diesem verlassenen Dache wohnt heute der Deutsche Kaiser, der Führer unseres in Begeisterung und Lebenstroß geeinten Volkes, der oberste Kriegsherr unseres siegreichen Millionenheeres, das der deutschen Heimat erspart, was unsere Feinde unter den Schlägen des von ihnen entfesselten Krieges zu leiden haben.

Zwischen den Mauern dieses stillen, gutbehüteten Hauses ist nichts von einem großzügigen Hofhalt zu gewahren. In dieser ersten Zeit ist auch das Leben des Kaisers von feldmähiger Schlichtheit, ist wie gekleidet in ruhiges, unauffälliges Feldgrau.

Die wenigen Gäste der Abendtafel versammeln sich in einem kleinen Empfangsraum. Schon das begrüßende Wort, das jeder Kommende mit den schon Anwesenden tauscht, ist der Beginn eines lebhaft bewegten Gesprächs über die jüngsten Vorfälle des Krieges, über den verheißungsvollen Stand der Dinge im Osten, über den Fortschritt im Westen. Nun verstummt das Gespräch, und man tritt von der Tür zurück, die ein Diener öffnet.

Es war mir seit einem Jahrzehnt vergönnt, den Kaiser zu sehen in manch einer heiteren Stunde des Friedens, den er liebte und bis zum äußersten zu erhalten suchte. — Immer hab' ich am Kaiser das von jedem Schwanken freie Gleichmaß seiner aus Ernst und Frohsinn gemischten Art verehrt und bewundert, habe mich erfreut an dem klaren Seelen Spiegel seines Blickes, an der lebhaften Offenheit seines Wortes, an seinem kräftigen Lachen, an der freien Menschlichkeit und Frische seines persönlichen Wesens wie an der gesunden Jugendlichkeit, die ihm eine besonnene, für jeden deutschen Bürger vorbildliche Lebensführung und sein unerschütterliches Vertrauen auf Gott, Welt und Menschen bis über die Reife des Mannesalters bewahrte.

Aber jetzt? Wieviel Hartes mögen diese fünf Monate seit Kriegsbeginn über den Kaiser gebracht haben an Verantwortung, an Gewissenskämpfen, auch an schmerzvollen Enttäuschungen? Was hat die Last dieses Weltauftrags ihm gegeben, was ihm genommen? In dieser letzten Zeit habe ich oft erzählen hören, das Haar des Kaisers wäre weiß geworden, sein Gesicht und seine Haltung um Jahre gealtert. Ich habe das nie geglaubt. Gesunde und starke Bäume erfüllen ihre Zeit, trotz Sturm und Angewitter. Und dennoch muß ich bekennen: Jetzt befiel mich etwas Bedrückendes, eine fiebernde Erregung, fast eine quälende Angst: Wie werde ich ihn wiedersehen? Wird die frohe Güte, die immer aus ihm redete, gemindert sein, verwandelt in Zorn und Härte? Werden Mißmut, Zweifel und Sorge aus seinen sonst so gläubigen Augen sprechen?

Da tritt er ein, in der feldgrauen Generalsuniform, mit dem gleichen, ruhig-elastischen Schritt, den ich immer an ihm gesehen. Wohl wahr: sein Haar mit der kleinen, trogigen Welle über der rechten Schläfe ist seit dem Frühjahr ein wenig grauer geworden, kaum merklich. Und eine Furchenlinie, die ich früher nie gewahren konnte, ist in seine Stirne geschnitten und schattet zwischen seinen Brauen. Aber nur eines einzigen Blickes in diese klaren und offen sprechenden Augen bedarf es — und ich weiß: Unter allem Sturm dieser 24 roten Wochen ist der Kaiser der gleiche geblieben; nein nicht der gleiche, sondern ein durch die Zeit Erhöhter! Man empfindet es vor dem Bilde seiner Würde und Haltung, empfindet es bei seinem ruhigen Lächeln, vor seinem ruhigen Blick. Und bevor ich noch ein erstes Wort von ihm höre, strömt etwas Aufrichtendes in mich über. Ein frohes Gefühl der Sicherheit ist in mir, erneuter Glaube und erhöhtes Vertrauen. Ich weiß: bei uns ist die Wahrheit, bei uns ist das Recht, bei uns die Kraft und bei uns der Sieg!

Ob der Kaiser ahnt, was in mir vorgeht? Er sieht mich plötzlich mit einem jener forschenden Blicke an, die in seinen stählernen Augen sein können. Dann nickt er freundlich, reicht mir die Hand und sagt: „Na, Ganghofer, Ihre Bayern! Prachtvolle Leute! Die haben feste und tüchtige Arbeit gemacht! Und vorwärts geht es, überall, Gott sei Dank!“ Dann ein Erinnern an die letzte Begegnung im Frühjahr. Tief atmend, sieht der Kaiser mir ernst in die Augen und sagt mit einer langsamen und strengen Stimme: „Wer hätte damals ahnen können, was jetzt gekommen ist? Und daß wir uns hier in Frankreich wiedersehen würden? So!“

Man geht zur Tafel. Das Speisezimmer ist ein gemütlicher Raum, der mich weidmännisch anheimelt. Von den braunverschalteten Wänden blinken die weißen Hauer wuchtiger Eberköpfe herunter — Jagdtrophäen, die in den Argonnen erbeutet wurden. Nur zehn Gäste, hohe Herren des Heeres und Hofes. Nur wenige Diener und eine kurze, rasche Mahlzeit. Auf dem kleinen Zettelchen, nicht größer als eine Visitenkarte, steht geschrieben:

11. Januar 1915

Königliche Abendtafel

Gebadene Seezungen

Kaltes Fleisch, Kartoffeln in der Schale

Obst

Dazu als Getränk französischer Landwein und Wasser. Und Kriegsbrot gibt es, nur Kriegsbrot! Nach der Mahlzeit kommt eine ernste, manchmal auch von einem Lachen erhellte Plauderstunde in einem kleinen, netten Wintergarten. Zigaretten und kurze Pfeifen brennen, und in Kelchgläsern wird Münchener Bier gereicht. Auf dem Tisch, an dem der Kaiser sich niederläßt, stehen blühender Flieder und Rosen, die ihm

die Kaiserin aus Berlin sandte. Alles Gespräch dreht sich um den Lauf der Dinge in der Heimat und um wichtige Vorkommnisse des Krieges. Unausgesprochen klingt aus allen bedeutsamen Worten, die ich höre, das feste und klare Zeitgesetz heraus: „Erst arbeiten und siegen. Alles weitere wird kommen, wie es kommen muß und wie wir es uns verdienen.“

Gegen die elfte Abendstunde wird für den Kaiser und eine Anzahl hoher Offiziere ein militärischer Vortrag angesagt. Eine Neuheit der Kriegstechnik soll in Bildern vorgeführt werden, die der begleitende Vortrag eines Offiziers erläutern wird. Durch die dunkle, schneelose Winternacht wandern die Gäste der stillen Villa zu einem nahen Hause hinüber. Ein verdunkelter Saal mit etwa 40 Stühlen; hinter ihnen ein Vergrößerungsapparat mit elektrischen Schnüren, vor ihnen an der Mauer eine große Leinwand. Fest und gleichmäßig klingt in dem matten Zwieliht die Stimme des vortragenden Offiziers, während Ruß um Ruß eine lange Reihe von Bildern über die Leinwand gleitet. Die ersten sind für mich eine völlig unverständliche Sache. Erst nach einer Weile lehrt das gesprochene Wort mich begreifen, was ich sehe, und ich beginne in erregter Spannung zu ahnen, daß es sich hier um eine neue, wichtige und für die Kriegführung hilfreiche Sache handelt. Immer wieder und wieder stellt der Kaiser mit raschen, knappen Worten eine Zwischenfrage; der Offizier gibt Antwort. Bis nach Mitternacht dauert das. Nach dem letzten Bilde glänzen die Flammen des Kronleuchters auf. Rasch tritt der Kaiser auf den jungen Offizier zu, der den Vortrag gehalten, reicht ihm die Hand und sagt: „Ich danke Ihnen! Das ist eine gute Sache! Glauben Sie, daß uns die Franzosen das nachmachen können?“ Der junge Offizier in dem verwitterten Feldgrau lächelt: „So schnell nicht, Majestät! Wir haben das jetzt erst gefunden.“ — Wir! Das sind wir Deutschen! Ich trage stolz und beglückt das Wort in mir davon durch die sternhelle Nacht — dazu die mich heiß erfreuende Einladung, morgen im Auto mit dem Kaiser hinüberzufahren zum deutschen Kronprinzen.

Ludwig Ganghofer. (Reise zur deutschen Front. — Gefürzt.)

67. Weihnachtsfeier im Großen Hauptquartier.

Die Weihnachtsfeier im Großen Hauptquartier war ebenso einfach und schlicht wie eindrucksvoll. Der Kaiser wollte das Fest inmitten der Soldaten begehen, die zum Hauptquartier gehören. Dazu bedurfte es eines sehr großen Raumes, da der Gabentisch für etwa 960 Personen aufgestellt werden mußte. Die weite Halle war über und über mit Tannengrün geschmückt, so daß nirgends von Decke und Wand etwas zu sehen war. Jedermann, vom Kaiser bis zum schlichten Landwehrmann, fand Platz an den in Längsrichtung aufgestellten Tischen, die in gleichen Abständen mit Lichtern geschmückte Bäume trugen. Jeder Offizier und jeder Mann erhielt die

gleichen Pfeffertuchen, Apfel und Nüsse sowie ein Bild des Kaisers. Die Mannschaften erhielten außerdem einen Tabakbeutel und Zigarren. An der Stirnseite des Raumes war ein Altar errichtet, davor eine große Krippe. An den Seiten standen hohe Christtannen.

Der alte Weihnachtsgefang „O du selige, o du fröhliche Weihnachtszeit“ leitete die Feier ein, sobald der Kaiser die Anwesenden mit dem Gruße „Guten Abend, Kameraden!“ begrüßt hatte. Es folgt eine kurze Ansprache eines Pfarrers und dann das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Nachdem Generaloberst v. Plessen dem Kaiser für die Bereitung des Festes gedankt hatte, hielt der Kaiser folgende Ansprache:

„Kameraden! In Wehr und Waffen stehen wir hier versammelt, dieses heilige Fest zu feiern, das wir sonst im Frieden zu Hause begehen. Unsere Gedanken schweifen zurück zu den Unsern daheim, denen wir diese Gaben danken, die wir heute so reichlich auf unseren Tischen sehen. Gott ließ es zu, daß der Feind uns zwang, dieses Fest hier zu feiern. Wir sind überfallen, wir wehren uns. Das gebe Gott, daß aus diesem Friedensfest mit unserm Gott für uns und unser Land aus dem schweren Kampfe reicher Sieg erstehe. Wir stehen auf feindlichem Boden, dem Feinde die Spitze unseres Schwertes und das Herz unserm Gott zugewandt. Wir sprechen es aus, wie es einst der Große Kurfürst getan hat: In den Staub mit allen Feinden Deutschlands! Amen.“

Der Kaiser ging dann an den Tischen entlang und zeichnete viele Offiziere und Mannschaften durch Ansprachen aus.

Aus der Kölnischen Zeitung. Chronik des deutschen Krieges. Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Rundgebungen. II. Bd. (Bedscher Verlag, München.)

68. Sonntagmorgen.

Wir liegen im Schützengraben, 600 m vor dem Feinde. Es ist eine ruhige Stellung; nur Patrouillenplänkeleien und die Artillerie stören uns. Eine dunkle, neblige Nacht hatte unsere Wachsamkeit aufs äußerste angespannt. Jetzt, 8 Uhr morgens, sinkt der Nebel, die Sonne steigt langsam empor und verspricht den goldigsten Herbsttag. Noch ein paar Augenblicke des Sonnenscheins genießen wir; dann geht es hinunter aufs Stroh zur Ruhe. Ein Mann nur aus jeder Gruppe wacht, damit wir ruhig schlafen können. Schnell fallen die müden Lider, schneller enteilen unsere Gedanken, Träume tragen uns der Heimat zu. Sie ist der Gegenstand all unserer Träume. Unsere Lieben daheim, die frohen Tage der Vergangenheit, eine verheißungsvolle, glückliche Zukunft: nur sie leben im Spiel unserer Träume; nie hat ein Kamerad anders beim Erwachen berichtet.

Eben bin ich hinübergedämmert, da weckt mich leise mein Bursche: „Herr Leutnant, horden Sie mal, was dort drüben klingt!“ Ich richte mich auf und lausche: Kirchenglocken. Von drüben, vom

Feinde tönen sie herüber, vom Dörfchen im Tal. Ist denn Sonntag heute? Der ewig gleichförmige Dienst läßt es fast vergessen. Wie, trägt die Luft nicht auch den Klang von Frauen- und Kinderstimmen herüber? Richtig, das Dorf ist ja noch bewohnt. Noch gestern sahen wir das Hin- und Herlaufen, als unsere Artillerie hineinschoß. Um was sie wohl beten mögen? Um den Sieg ihrer Waffen, um die Vernichtung ihrer Feinde? Da beten wir mit! Andachtsvoll lauscht der ganze Graben; jeder zieht ein Neues Testament oder eine Sonntagspredigt aus der Tasche, jeder spricht mit seinem Gott. Hier vor dem Feinde lernt jeder beten, Offizier wie Mann. Man lernt es im Donner der Geschütze, und noch nie habe ich das Tagebuch eines Gefallenen in der Hand gehabt, das nicht an irgend einer Stelle die Worte enthielt: Heute habe ich beten gelernt.

„Herr Leutnant,“ beginnt mein Bursche wieder, „den Frieden, um den wir beten, wir werden ihn wohl nicht mehr erleben! Elf Landsleute hatte ich im Regiment, als es auszog; zwei leben noch. Wie lange wird es dauern . . .“ — „Laß uns ein wenig im Evangelium lesen“, unterbreche ich ihn. Wir blättern und bleiben stehen an der Stelle: „Den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch!“ Da fällt mein Blick auf die frischen Kreuze hinter dem Graben: „Ruhe in Frieden!“ Sie alle hatten auf den Frieden gehofft, sie alle haben den Frieden. Nicht den Frieden, den die Welt gibt, — den Frieden, Seinen Frieden: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ Da wird uns so ruhig, so selig ums Herz. Ein Weilchen noch bleiben wir in stummer Andacht, jeder mit sich selbst beschäftigt; dann legen wir uns, innerlich ruhig, wieder zur Ruhe.

R. Danzfuß. (Barbier Zeitung, Nr. 141, vom 28. November 1914.)

69. Verlassene Häuser.

Als ich gestern meine Außenwachen besichtigte, stieß ich auf ein Reitertrüpplein. Führer war der behaglich-schneidige Trainritmeister, der die Feldbäckereikolonne unter sich hat, ein pommerscher Rittergutsbesitzer, mit dem ich schon manch lehrreichen Geländeritt hier in Feindesland unternommen habe. Gestern durften wir uns nicht allzu weit ins Land hinauswagen. Das Vorgelände wimmelt von feindlichen Kavalleriepatrouillen, unter denen sich auch Spahis befinden, Radfahrer und Autos mit Maschinengewehren. Es reizte uns aber doch, festzustellen, ob das Schloßchen, das so malerisch da oben im Parkgrünen liegt, bewohnt sei oder nicht. Also gab's einen flotten Galopp die Anhöhe hinauf, über Stoppelfelder, an wunderschönen Rübenäckern vorbei. „Bogblitz, ist das ein Garten! Hauptmann Höcker, die Spalierbirnen! Was? Ist ja zum Bersten, so was! Wenn das bloß meine Frau sehen könnte!“

Wir sitzen ab und treten in einen wahren Zaubergarten ein. Das Obst wundervoll gepflegt, auch der Blumengarten, obwohl der noch die altmodischen Teppichbeete aufweist, die mir ein Greuel sind.

Eine verängstigte und recht schmierige Köchin erscheint an dem kunstvollen Schmiedeeisengitter. (Alle französischen Köchinnen sind schmierig.) O, Einquartierung! Sie schlägt die Hände zusammen und beteuert, die Vorratskammer sei ganz leer, sie litten schon selber Hunger; alle Butter, alle Milch müßten sie der nächsten Etappe fürs Rote Kreuz abliefern . . . Wir wollen hier nicht bleiben, trösten wir sie, aber ein kleines Frühstück muß sie uns bereiten. Wieviel Eier sind da? Kein Speck? Schade! Und nun beginnt unser Verpflegungsbeamter zu verhandeln. Es sind sechs Herren und zwei Pferdehalter zu beköstigen. Mit 16 Eiern, 2 Laib Brot (es ist soeben warm aus dem Ofen gekommen), 1 Büchse Eingemachtem, 1 Teller weißen Käses und 3 Flaschen Wein (aber bitte, eine bessere Sorte!) wird ein Göttermahl geschaffen. Der Gärtner öffnet den Speisesaal und die Fenster, deckt den Tisch — da wir ihm nun doch nicht mehr den Eindruck von Barbaren machen, rückt er sogar silberne Bestecke heraus —, und wir setzen uns inzwischen in den wohlhabig und geschmackvoll eingerichteten Räumlichkeiten um. Der Gutsherr weilt im Felde bei der Armee südlich von Paris; Madame ist mit drei Kindern und der Großmutter nach Biarritz geflüchtet. — Ein paar Kilometer weit von diesem kleinen Friedensidyll hat Ende August das Gefecht getobt. Artillerie hat ihr ehernes Wort gesprochen. Hier haben die Deutschen gezittert wie die Wände des ganzen Schlosses; aber die Gefahr ist spurlos an dem hübschen Schloßchen vorübergegangen. Nur für eine einzige Nacht hat deutsche Kavallerie hier gelegen, doch ist in den Zimmern dieselbe mustergültige Ordnung geblieben wie zuvor. Die Bilder der Kinder, die die Hausfrau im Park, auf der Terrasse, im Speisezimmer mit dem Rodaß aufgenommen hat, stehen sorgsam geordnet auf dem Schreibtisch des Hausherrn, und im Hausflur steht das kleine Schilderhaus des vierjährigen Benjamin der Familie unbeschädigt, mit Kindersäbel und Kinderhelm. Nur die Visitenkarte des preussischen Husarenleutnants v. R. steckt daran, worauf geschrieben ist: „Gute Leute, nichts beschädigen!“

Wir lassen für die freundliche Bedienung ein gutes Trinkgeld zurück und reiten ab.

In Cambrai ist unterdessen schon etwas Beunruhigung wegen unseres Verbleibs entstanden; denn in nächster Nähe ist eine Feldwache mit Maschinengewehrfeuer überfallen worden, einen Radfahrer hat eine feindliche Kavalleriepatrouille abgeschossen, zwei französische Kürassierschwadronen wurden in östlicher Richtung gesehen. — „Wenn die Bengels uns auf unserm Schloßchen beim Gabelfrühstück aufgehoben hätten,“ sagt der Pommer trocken, „dann hätte mir die ganze Geschichte nicht das halbe Vergnügen gemacht!“

Paul Oskar Höcker. (An der Spitze meiner Kompanie.)

70. Der flämische Schneider.

Es war spät abends, als wir nach Brüssel kamen, bei strömendem Regen. Zweimal fuhren wir irre um die Stadt, bis wir endlich im Gasthaus Astoria landeten. Mein Rock war dringend des Bügeleisens bedürftig. Im Gasthaus aber war niemand, der ihn »plettr« konnte, wie das Zimmermädchen behauptete, mit der ich mich plattdeutsch recht schön verständigte; der Talsöhr wäre müde und zu so später Stunde schon schlafen gegangen. Ich machte mich selbst auf und fragte mich durch, erst rechts, dann links, dann das dritte Haus. Ich schellte. Er war noch auf und bei der Arbeit; die Tür führte geradezu von der Straße aus in die Werkstatt. Bald saß ich ohne Rock und Weste auf einem Stuhl, und der Meister bearbeitete die verkrümelten Stücke, daß es zischte und dampfte. Er klopfte und pustete, sah mich lachend an, nickte und bedeutete mich, wie schön er es machte. Wir kamen ins Gespräch, erst französisch, dann flämisch-plattdeutsch. Er erzählte von 1870; damals wäre er 9 Jahre gewesen, klagte über den Krieg, schimpfte auf die Engländer und meinte, unter Leopold wäre es anders gekommen. Und dann stimmte er ganz unvermittelt, das Bügeleisen im Takt schwenkend, aus seiner breiten, gar nicht schneiderlichen Brust mit mächtiger Stimme das Lied der Deutschen an, wie es einst Hoffmann von Fallersleben zugleich mit dem deutschen Text in flämischer Sprache gedichtet hat:

Genigkeit en Recht en Breyheid
 sein des Segens Onderpand.
 In den Glans van desen Segen
 bluue 't dietsche Vaderland!

Ich war ergriffen trotz der nüchternen, engen Umwelt. Auf dem Flur klappern Holzschuhe, ein Ketje in blauer Wollbluse steckt den Kopf zur Tür hinein und will einen Fisch verkaufen. Aber der Schneider schüttelte den Kopf und sang. Als ich ging, drückte ich ihm die Hand, und er gab mir einen guten Wunsch für unser Heer mit auf den Weg.

Johannes Höffner, Eine Fahrt zu unsern Feldgrauen. (Illustr. Kriegschronik des Daheim.)

71. Was wir unsern Kriegern verdanken.

Die Bahn macht eine Drehung und wendet sich gegen Westen. Es geht nach Frankreich hinein. Ein heißer Schauer rinnt mir durch die deutsche Seele, über die Haut, durch alle Glieder. Meine fiebernden Gedanken fliegen zurück über die Wege, auf denen ich von München hierher gekommen bin. Wo war der Krieg? Ich habe nur das

blühende Leben der Heimat gesehen, sah nur unverwüstete Fluren, nur unbeschädigte Häuser, aus deren Fenstern die Ruhe eines verläßlich behüteten Glückes herausredete. Ich sah die tausend Zeugen unseres schöpferischen Fleißes, sah Jugend und männliche Kraft in unermessbarer Fülle, sah Frauen und Mädchen mit frohen, gläubigen Augen, sah unbedrohten Besitz und sicheres Eigentum. Ich sah alle Güter und Segnungen eines von eisernen Kräften beschützten Landes und habe bis zur Stunde nur gesehen und empfunden, was Friede heißt und was es für ein Volk bedeutet, so kraftvoll zu sein, daß es auch in kriegerischen Zeiten jeden kostbaren Wert des Friedens für sich erzwingen kann auf dem heiligen Boden, den es bewohnt!

Ein suchender Blick durch die grauen Schleier des trüb gewordenen Tages, und mir fährt ein Schreck in das Herz, so kalt wie Eis, und wieder so brennend wie der Stoß eines glühenden Dolches. Zwischen fahlen Höhen ein wogender Qualm. Neben dem Gleise liegt der wüste Trümmerhaufen eines zerschossenen Bahnwärterhäuschens, aus dessen wirrem Schutt noch die Reste von Dingen und Geräten hervorlugen, die einst einem freundlichen Leben dienten. Und hinter den zurückweichenden Hügeln taucht etwas Grauenvolles hervor, hinaufgestellt auf eine weithin sichtbare Höhe wie eine Warnung, eine Mahnung und ein Wegweiser für alles deutsche Denken der Gegenwart. Lautlos und dennoch begabt mit einer schreienden Stimme, verlassen von allem Leben, ein steingewordenes Sterben — so steht dieses Furchterliche da droben. Zebrochene Mauern sind von Ruß geschwärzt; alle Fenster sind aus den Höhlen gerissen; nur manchmal hängen noch die Reste von grün bemalten Läden an dem zerschmetterten Gemäuer. Kein Dach mehr. Alles, was Holz war, ist verbrannt, verkohlt. Raminschächte, Giebel und aberwizige Ruinenformen starren in die graue Regeluft empor wie Hunderte von verkrüppelten Riesen Händen mit gespreizten und verkrümmten Steinfingern. Überall die Spuren eines wilden, gewaltigen und verzweiferten Kampfes, überall Tod, Vernichtung und Zerstörung, überall der hohlängige Schauder des Untergangs.

Was ich da sehe, war einmal ein französisches Städtchen, war Audun-le-Roman. Mir zittern bei diesem Anblick alle Nerven. Das Grauen dieser Todesstätte befällt mich mit doppelter Macht nach allen ruhigen und fröhlichen Friedensbildern, die ich auf der Fahrt durch unsere Heimat immer und überall gesehen. Wie etwas grausam Quälendes ist in mir der Schrei: „So hätte es kommen können bei uns; so hätte von den schwer zu schützenden Grenzmarken, die das Schaudervolle erleben mußten, der Untergang und jeder Todesschreck auf Vernichtungswegen sich hineinwühlen können bis ins innerste Herz unseres Landes, alles verwüstend und alles erwürgend!“

Eine zornvolle, brennende Sehnsucht ist in mir. Ich möchte tausend, möchte Millionen der Daheimgebliebenen an die Arme fassen, möchte sie herziehen vor dieses grauenvolle Bild und möchte hineinschreien in ihre Herzen: „Das seht euch an! Das hat die eiserne Kraft des Deutschtums, das hat der unzerbrochene, unter freudigen Blutopfern glühende Heldenmut des deutschen Heeres im Westen euch erspart, euch und euren Kindern, eurem Gut und eurem Boden! Das seht euch an! Und vergleicht es mit dem, was ihr in heiterem Frieden noch immer besitzen dürft! Vergleicht es mit dem, was der Mut und die Treue des deutschen Heeres für euch erkocht von Anbeginn des Krieges bis zur heutigen Stunde! Dann prüft eure Seelen, prüft euer Heimatswerk! Und ihr werdet geduldig werden, ihr werdet gläubig sein und unerschütterlich in eurem deutschen Vertrauen! Und im siebenten, im zehnten und — wenn es sein müßte — auch noch im zwölften Monat eines Kampfes, den eine Welt von Widersachern und Raidern über uns heraufbeschworen, werdet ihr alle, die ihr euch Deutsche nennt, immer noch die gleichen sein, die unzerbrechbar Festen und Verlässlichen, die Geduldigen und Opferwilligen, die Ehrlichen und Starken, die von einem einzigen Gedanken der Kraft und Treue Durchbrausten, wie ihr alle es gewesen seid in den ersten Tagen und Wochen dieses heiligen deutschen Erlösungskrieges!“

Da droben grinsen und drohen und warnen die schwarzen Ruinen! Ich wende die Augen ab, ich schaue heimwärts in die klare Redlichkeit und in die ausdauernde Kraft unseres Volkes. Und mir wird wohlter und freier um die bedrückte Seele.

Ludwig Ganghofer. (Reise zur deutschen Front.)

72. Der Herr Jesus auf dem Schlachtfelde.

Eine Legende.

Es ging der Herr Jesus über das Feld,
 es schwieg das brüllende Dröhnen;
 da lag in Wunden gar mancher Held,
 da klang viel Wimmern und Stöhnen.
 5 Und wo der Herr Jesus einen sah,
 da hat er ihn leise berührt,
 und keiner, dem dies Heil geschah,
 hat fürder Schmerz verspürt.

Und manchen hat der Herr gefragt:
 10 „Was war's? — du sollst es mir sagen —

was hat dich in dieses Morden gejagt,
was hieß dich die Waffen tragen?"

Es sprach der eine: „Dieser Streit
ist meiner Väter Vermächtnis;

15 tief eingebrannt sind Haß und Leid
in jedes Franzosen Gedächtnis.

Wir waren die große, stolze Nation,
dann kamen die deutschen Barbaren;
jetzt füllt es die Welt wie erstickender Hohn:

20 Sie sind — und wir waren — wir waren —!"

Da hat der Herr Jesus trübe genickt
und ist zum andern geschritten
und hat sich fragend zu ihm gebückt:
„Warum hast du gestritten?"

25 Der sprach, und seiner Stimme Ton
klang müde und erstorben:

„Sie zahlen mir neun Schilling Lohn —
sie haben mich geworben.

Sie sind so reich, so kalt und flug,

30 du lieber Herr und Heiland, —

und arme Teufel gibt's genug

da drüben auf dem Eiland."

Und wieder hat der Heiland lind
die Stirne ihm berührt

35 und sprach zum dritten: „Du, mein Kind,
sag', — was hat dich verführet?"

Der hob sein stumpfes Angesicht
und sah hinaus ins Weite:

„Ich blute hier — und weiß es nicht,

40 warum — gen wen ich streite.

Es rief vom Ural uns der Zar,

mehr weiß ich nicht zu sagen;

und die nicht wollten — manche Schar —

hat man zu Haus erschlagen — —"

45 Zu diesem sprach der Heiland sacht':

„Ruh' aus, du arme Seele;

auf jene, die dich arm gemacht,

fall' deine Schuld und fehle!"

Und einer lag in seinem Blut,

50 der war kaum achtzehn Jahre.

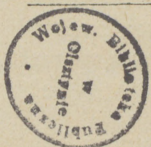
Die Augen trugen Fieberglut,

feucht waren Stirn und Haare.

- Der Heiland nahm die welke Hand,
sie ruhte in der seinen;
55 er dachte: — „und in deutschem Land
wird eine Mutter weinen.“ — —
Er sprach: „Und du, mein junges Kind,
wie konnte das geschehen?“
Sein Odem war wie Frühlingswind,
60 wie deutsches Heimatwehen.
Zwei bleiche Lippen regten sich,
daß ihn ihr Hauch noch fände;
die welken Finger legten sich
um des Herrn Jesu Hände.
65 Ein Lächeln nur aus Glück und Schmerz,
als wollt' es bittend sagen:
Leg' deine Hände auf mein Herz
und hör' sein leises Schlagen.
Das will in dieser heiligen Stund'
70 für Deutschland Sieg erslehen,
tut besser als viel Worte kund,
warum wir kämpfend stehen. — —

- Und leise, wie ein schöner Tag
sich in den Abend wendet,
75 so hat des jungen Herzens Schlag
im fremden Land geendet. —
Der Heiland aber saß noch lang'
bei einem toten Jungen;
in seiner Seele hat der Klang
80 des Herzens nachgeklungen.
Und eh' der Heiland weiter schritt,
hat er zurückgesehen;
von seinem Mund ein Grüßen glitt:
„Dich konnte ich verstehen — —“

Karl Rosner.



Wort- und Sacherklärungen.

- 1) **Franktireurs** = Freischärler, also eigentlich bewaffnete Bürger, die in Scharen wie Militär gegen den Feind kämpfen. Hier sind bewaffnete, aber nicht uniformierte Bewohner des feindlichen Landes gemeint, die feige aus dem Hinterhalt, aus Häusern und Hecken, auf unsere ahnungslosen und darum unvorbereiteten Truppen schossen. In Belgien hatte die Regierung die Bewohner offen zu derartigen feigen, hinterlistigen Angriffen und Überfällen auf die Deutschen aufgefordert.
- 2) **Abbau** = einzelnes Gehöft, das in einiger Entfernung vom Dorfe einsam auf dem Felde liegt.
- 3) **Maire** = Bürgermeister, Gemeindevorsteher.
- 4) **Curé** = Pfarrer.
- 5) **Wilde Jagd** = Wodans wütendes Heer, das nach dem Glauben der alten Deutschen namentlich in den heiligen 12 Nächten mit Tosen durch die Lüfte zog.
- 6) **Beton** = Steinmörtel, ein aus Sand (Kies), Zement und Wasser bereitetes Gemenge, aus dem die härtesten Platten zur Herstellung von feuer- und kugelsicheren Erdbauten, Gewölben, Brücken usw. angefertigt werden.
- 7) **Der Figaro** = sehr verbreitete Pariser Zeitung.
- 8) **„Taube“** = Eindeder (Flugzeug mit einem Flügelpaar; eigentlich Rumpeltaube). Die Franzosen nennen jedes deutsche Flugzeug, auch die Doppeldecker, „Taube“.
- 9) **Zuaven** (spr. Suawen) eigentlich Bewohner des algerischen Distrikts Zuaua; früher Söldnertruppen, jetzt 8 Regimenter in Französisch-Algerien.
- 10) **Reserven** = Truppen, die zu späterem Eingreifen in den Kampf zurückbehalten sind.
- 11) **Ablösungen** = Truppen, die an die Stelle der ermüdeten Truppen in den Schützengraben treten sollen.
- 12) **Salven** = Schüsse, die auf Kommando gleichzeitig von einer ganzen Abteilung abgefeuert werden. Im Gegensatz dazu steht die langsamere Einzelfeuer, bei dem der Schütze sorgfältig zielen kann.
- 13) **Katakomben** = urspr. die unterirdischen Begräbnisstätten im alten Rom, wo die ersten Christen ihre Gottesdienste abhielten; jetzt überhaupt bewohnter unterirdischer Raum.
- 14) **Provinzialkonservator** = kunstverständiger Beamter, dem die Aufsuchung und Erhaltung aller Baudenkmäler und sonstigen Altertümer einer Provinz obliegt.
- 15) **Front** = Stirnseite, vordere Seite einer Armee; Frontbreite also = Breite der Vorderseite der Armee.
- 16) **Schlief** = feinsten Tonschlamm im Marschland. Hier überhaupt = Schlamm.
- 17) **Chargierte** = Beförderte aller Grade im Heer.
- 18) **Talmud** = zwei das religiöse und bürgerliche Leben der Juden behandelnde Werke der Gelehrtenschulen Palästinas und Babylons, die 200 bis 500 n. Chr. entstanden und die Norm der jetzigen jüdischen Religion bilden.
- 19) **Kohlen** = Kohle einnehmen. Kohlenbunker = die Hohlräume im Schiffsbauch für die Kohle.
- 20) **Funkengeknatter** = die Meldungen, die mittels drahtloser Telegraphie gegeben und aufgenommen werden.

- 21) **Kohlen trimmen** = Kohle einnehmen, schleppen, schippen.
- 22) **aufkommen** = näher kommen.
- 23) **nach Luv** = auf die dem Winde ausgesetzte Schiffsseite.
- 24) **Seemeile** = Länge einer Meridianminute = 1852 m.
- 25) **Schlagseite** = das Überliegen, die Sentung des Schiffes nach einer Seite; Schlagseite nach Steuerbord = Sentung des Schiffes nach der rechten Seite.
- 26) **Hellegatt** = unterer Raum des Vorschiffs, zur Aufbewahrung von Werkzeugen usw.
- 27) **15 (30,5) cm** = gefürzter, fachmännischer Ausdruck für Geschütze, deren Geschosse 15 (30,5) cm Durchmesser haben.
- 28) **Queensklasse** = Schiffe von der Bauart und Bewaffnung des großen englischen Kreuzers „Queen Elizabeth“ (Königin Elisabeth).
- 29) **Manometer** = Vorrichtung zur Messung des Druckes (der Spannung) eingeschlossener Gase oder Flüssigkeiten.
- 30) **Periscop** = (wörtlich Ringsumsehauer) Sehrohr für Unterseeboote nach Art eines geknickten Fernrohrs, mit dessen Hilfe der Führer des untergetauchten Bootes auf der Oberfläche der See Umschau halten kann.
- 31) **Außentanks** = Hohlräume, deren Füllung oder Entleerung das Sinken oder Steigen des Bootes herbeiführt.
- 32) **Faden** = Längenmaß für Tiefenmessungen; preußischer Faden = 1,90 m.
- 33) **Dünung** = die Meereswellen, die nach Aufhören eines Sturmes stets noch längere Zeit die Oberfläche des Meeres bewegen.
- 34) **Gluttrombe** = Wassersäule.
- 35) **Lancierrohr** = das Rohr, aus dem das Torpedo hervorgeschleudert wird.
- 36) **Hed** = Hinterteil des Schiffes; Bug = Vorderteil des Schiffes.
- 37) **Traverse** = Querwall, der senkrecht zur Brustwehr von Befestigungen zum Schutz der Mannschaften und Geschütze gegen Seitenfeuer aufgeführt ist.
- 38) **Start** = Anfang des Wettrennens; startbereit = fertig zum Beginn eines Rennens (Fluges); starten = das Rennen (den Flug) beginnen.
- 39) **den Motor abdroffeln** = den Motor durch Drehung einer Kurbel abstellen, so daß er nicht mehr arbeitet.
- 40) **Divisionär** = Führer einer Division.
- 41) **Maat** = Unteroffizier in der Marine; Fliegermaat = Unteroffizier, der zur Fliegerabteilung der Marine abkommandiert ist.
- 42) **Pendelfernrohr** = ein Fernrohr, das so aufgehängt ist, daß es trotz der unvermeidlichen Schwankungen des Luftschiffs immer in gleicher Lage bleibt.
- 43) **Ausbläser** = eine nicht krepierende (platzende) Granate.
- 44) **Identitätschein** = Nachweis über die Persönlichkeit des Besitzers des Scheins.
- 45) **Neutralitätsflagge** = Flagge des Roten Kreuzes, die anzeigt, daß die dort Arbeitenden für keins der beiden Heere kämpfen und darum zu schonen sind. (Genfer Konvention!)
- 46) **Samariter** = Sanitätsoldaten.
- 47) **Zeltbahnen** = die einzelnen Leinwandstücke, aus denen die Zelte zusammengesetzt werden, in denen die Soldaten im Biwak nächtigen.
- 48) **Bolderland** = tiefgelegenes Marschland, das von Entwässerungsgräben durchzogen ist.
- 49) **Sepsis** = Eiterung der Wunden.
- 50) **Das Rote Kreuz** wurde nach der Schlacht bei Solferino (1859) von dem Schweizer Henri Dunant ins Leben gerufen. Seine Aufgaben wurden 1864 durch die von fast allen Staaten der Welt anerkannten Bestimmungen der Genfer Konvention genau festgesetzt.

Ferdinand Hirt in Breslau VI am Königsplatz 1.

Soeben erschien eine Neubearbeitung von

Ferdinand Hirt^s Liederbuch für Volksschulen

nach dem Ministerial-Erlaß vom 10. Januar 1914

2 Ausgaben (D u. E) in einem Hefte für einfache Schulverhältnisse und 3 Ausgaben (A, B u. C) für mehrklassige Schulen. Eine ausführliche Übersicht steht kosten- und postfrei zur Verfügung.

Bei der Neubearbeitung wurde den behördlichen Forderungen mit Bezug auf die methodische Anordnung und die sich hieraus ergebenden Änderungen im Tonsatz und besonders in der Tonart entsprochen, dabei fanden die vielfachen Wünsche aus Fachkreisen bezüglich der Neuaufnahme von Liedern und Ersatz von Melodien durch andere nach Möglichkeit Berücksichtigung.

Hirt^s Notenschreibheft für Gehör- (Diktat-) Übungen

24 Seiten Notenpapier und 4 Seiten Erläuterungen. Steif geheftet 20 Pf.

Inhalt: 1. Notensystem, Notenschlüssel, Noten. — 2. Noten- und Pausenwerte. 3. Punktirte Noten. — 4. Takt und Taktieren. — 5. Versetzungszeichen. — 6. Tonarten. — 7. Vortragszeichen. — 8. Allgemeine Regeln bei Einführung in die Notenschrift.

Victor Kotala

Königlicher Seminar- und Musiklehrer

Praktisches Übungsbuch für den Gesangunterricht

nach dem Lehrplan für den Gesangunterricht in den Volksschulen vom 10. Januar 1914 zum Gebrauch neben dem jeweils eingeführten Schulliederbuch verfaßt und herausgegeben.

In zwei Ausgaben:

Ausgabe für katholische Volksschulen
Ausgabe für evangelische Volksschulen besorgt von Seminar- und Musiklehrer H. Santschö

Geheftet je 3 M., Leinwandband je 3,50 M.

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



081-008727

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig
